

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 6 JUNI 1944 FR. 2.50





Schweizerische Monatsschrift 4. Jahrgang Nr. 6 Juni 1944

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Hedwig Lauber.
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Ständiger photographischer Mitarbeiter: Werner Bischof.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 51790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, Einzelheft Fr. 2.50.
Auslandabonnement zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 51790 Postcheck-Konto VIII 3790



UNSER TITELBILD

Paul Gustav Robinet: Postkutsche auf der Landstraße zwischen Brunnen und Schwyz, Ausschnitt. Oel. Privatbesitz, deponiert im Kunstmuseum Luzern.



ZU UNSERM JUNIHEFT

Während der Bummelzug am Nil entlangfuhr, wurde es Abend. Ich saß am Fenster, schaute vorwärts in der Richtung des fahrenden Zuges und sah zu meiner Rechten bewegten Herzens ständig das fernher gekommene, ehrwürdige, trübe Wasser des Stroms, das mit uns in gleicher Richtung reiste. Es war März, das Schwemmland des Mündungsgebietes stand grün, die Bauern gruben Kartoffeln aus, und ich wollte an dem Tage noch nach Dumjat kommen, der kleinen Landstadt am endenden Strom. Die Sonne sank völlig auf den Horizont hernieder, ein Beter kniete auf der Holzbank des Wagens, drin ich als einziger Weißer mit den Eingeborenen zusammenfuhr. Der Kahn, mit dem ich nach Afrika gekommen, lag in Port Said vor Anker. In einigen Tagen sollte ich dort wieder an Bord gehen. Als der Zug am Ziel ankam, war es völlig Nacht geworden. Das gesuchte Städtchen lag auf dem andern Nilufer, auf dem rechten östlichen, das wußte ich. Wir waren auf dem linken gefahren. Eine Fähre würde uns wohl hinüberbringen? Gar eine Brücke? Ich ging, als wir hielten, vorwärts durch die Wagentür und wollte nach rechts hinuntersteigen, wo der Fluß lag. Da war's dunkel. Nur dunkel.

«Eah! Nicht dorthin, hierher!» schrie eine Eingeborenenstimme von der andern Seite. Ich gehorchte. In der Tat wandte sich alles nach links. Nach links! Westwärts also, wo die Wüste lag und Libyen, wie ich wußte. Wieso denn! Wieso?? Das Stationsgebäude mochte auf dieser Seite ruhig liegen, meinetwegen, mit dem hatte ich ja nichts zu schaffen, wieso aber fiel der Boden hier ab, fiel er ab zum Wasser hinunter, wo doch gar kein Wasser dahingehörte. Keine Karte hatte Wasser an dieser Stelle verzeichnet, die verkleideten Burnusgestalten aber liefen alle nach einem Boot, das hier einfach nicht liegen sollte. Oder war's am Ende so, daß ein Tümpel die Station umgab, und die Station auf dem Tümpel hernach umfahren würde, so, daß ich auf die andere, richtige, östliche Seite des Nils doch noch gelangen würde?

Das Boot lag aber nicht in einem Tümpel, sondern in strömendem Wasser, und ein tiefer Schrecken faßte mich, als auch dieses Wasser verkehrt floß, nicht im Zug, wie der Nil floß, sondern breit uns entgegenkam, daß ich an Deichbruch, Sintflut und Ueberschwemmung dachte und ganz verwirrt mit dem Eingeborenenschärlein ins Boot wie ein Herdentier einstieg, bei spärlicher Beleuchtung mit ihnen dort zusammenhockte und unter ein Sonnensegel mich bückte, das bis auf die Köpfe herunterhing. Das fremde Wasser stand hoch bis an den Bootsrand, und ich besann auf ähnliche Boote mich nur von allerlei Untergangsgemälden her, und hatte ähnliche Gewänder, wie sie mich umgaben, nur in Bühnenstücken mit Mord und Verschwörung gesehen. Es war still im Boot, Finsternis umgab uns, dennoch war's nicht der Acheron, auf dem wir fuhren; denn wir landeten an einem festen, irdischen Ufer, und ein richtiges Städtchen lag da, welches mein gesuchtes Dumjat war, obgleich es nicht dahingehörte. Ich fand auch eine richtige Unterkunft, schlief daselbst unruhig, ging am frühen Morgen sofort ans Wasser hinunter, ließ mich zur Station zurück ans andere Ufer übersetzen und erkannte alles: Die Bahnlinie wandte kurz vor ihrem Ende vom Wasser sich weg. Mein Züglein hatte in der Nacht einen Bogen in die westliche Wüste hinaus beschrieben, hatte einen Halbkreis geschlagen, war unterhalb der Station an den Strom zurückgekehrt, war in umgekehrtem Sinn zu des Tages Fahrrichtung ins Bahnhöflein eingefahren. Und der Nil war an meine Linke geraten.

Welche Erleichterung, nun im Sonnenlicht zu sehen, daß es mit den alten Begriffen von Rechts und Links seine Richtigkeit hatte. Hierin nämlich, verwirrt und im Vertrauen erschüttert zu sein, ist schrecklich. Die Fremde birgt Schrecknisse solcher Art. Sie kann das Altgewohnte und die sichersten Erkenntnisse mit einem Schlag uns verdächtig machen, ja Zweifel, Ungewißheit und Unwissenheit sind die Begleiter der Reisenden, und es ist verwunderlich, daß Menschen, in bestandenem Alter reisend, sich mit solcher Vorliebe in Lagen begeben, in denen sie nicht anders als dumm und unerfahren zum Vorschein kommen können. Was widerfährt dem Reisenden denn anderes, als daß er in der fremden Umgebung das halbe Geldstück vom ganzen nicht unterscheiden kann, daß er den Häuptling mit dessen Lanzenfeger verwechselt, gegen Gebräuche verstößt, Sitten verletzt, die Sprache mißhandelt und das Gekochte auf der Speisekarte nicht vom Gebratenen unterscheiden kann. Derlei Verstößen und Unfähigkeiten entspringt ein Großteil aller geschilderten Reiseabenteuer und Anekdoten; aber niemand schämt sich solcher Dummheiten, jeder Heimkehrer bringt stolz sie mit, wie ein Bienlein mit den Pollenhöschen in den heimischen Stock zurückstrebt, um sie abzustreifen.

In den Stock zurück! Heim! Heimat! Zur Reise gehört das Daheim. Die Heimat ist die Voraussetzung jeder Reise, sie ist gewissermaßen der Nullpunkt, auf den alle Reisemaße, alle Reiseereignisse bezogen werden. Ein Reisender ohne Heimat ist kein Reisender, sondern ein Unglücklicher, ein Irrfahrer, ein Vertriebener. Die Zigeuner und die Vagabunden sind nicht ohne Heimat, nur ist es nicht die Heimat der Bürger; die Zugvögel wären ohne Heimat keine solchen, und zur Lebensreise des Menschen gehört ihr Ende und der Eingang in die ewige Heimat.

Vorwärts, vom Bekannten ins Unbekannte, ist das Losungswort jeder wahren Reise. An ihrem Anfang steht die Ortsveränderung, aber am Ende steht die Sinnsveränderung. Ferne und Entfernung sind um alle Reisen, aber nicht örtliche Entfernung nur, sonst hätte ja der Franzose Xavier de Maistre einem seiner Bücher nicht den Titel geben können, den es trägt: Voyage autour de ma chambre.

Eine Zimmerreise also. Am andern Ende steht die Weltreise, dazwischen liegen die Männerchor-, Schul-, Hochzeits-, Bade-, Sonntags-, Geschäfts-, Forschungs- und Bierreisen, aber diese Unterscheidungen sind alle belanglos und oberflächlich, denn schließlich führt ein jeder nur sein eigenes Ich spazieren, und man kann zusammenfassend in bezug auf alle Reise- und Verkehrsangelegenheiten sagen: Wie der Reisende, so die Reise. Gute Reise also!

Arnold Kübler

In den Ruinenstraßen von Pompei. Photo Gotthard Schuh

Athen, Blick vom Philopappos-Denkmal nach Südosten gegen den Hafen Phaleron. 17. April 1922 — die grünste Zeit des Jahres.



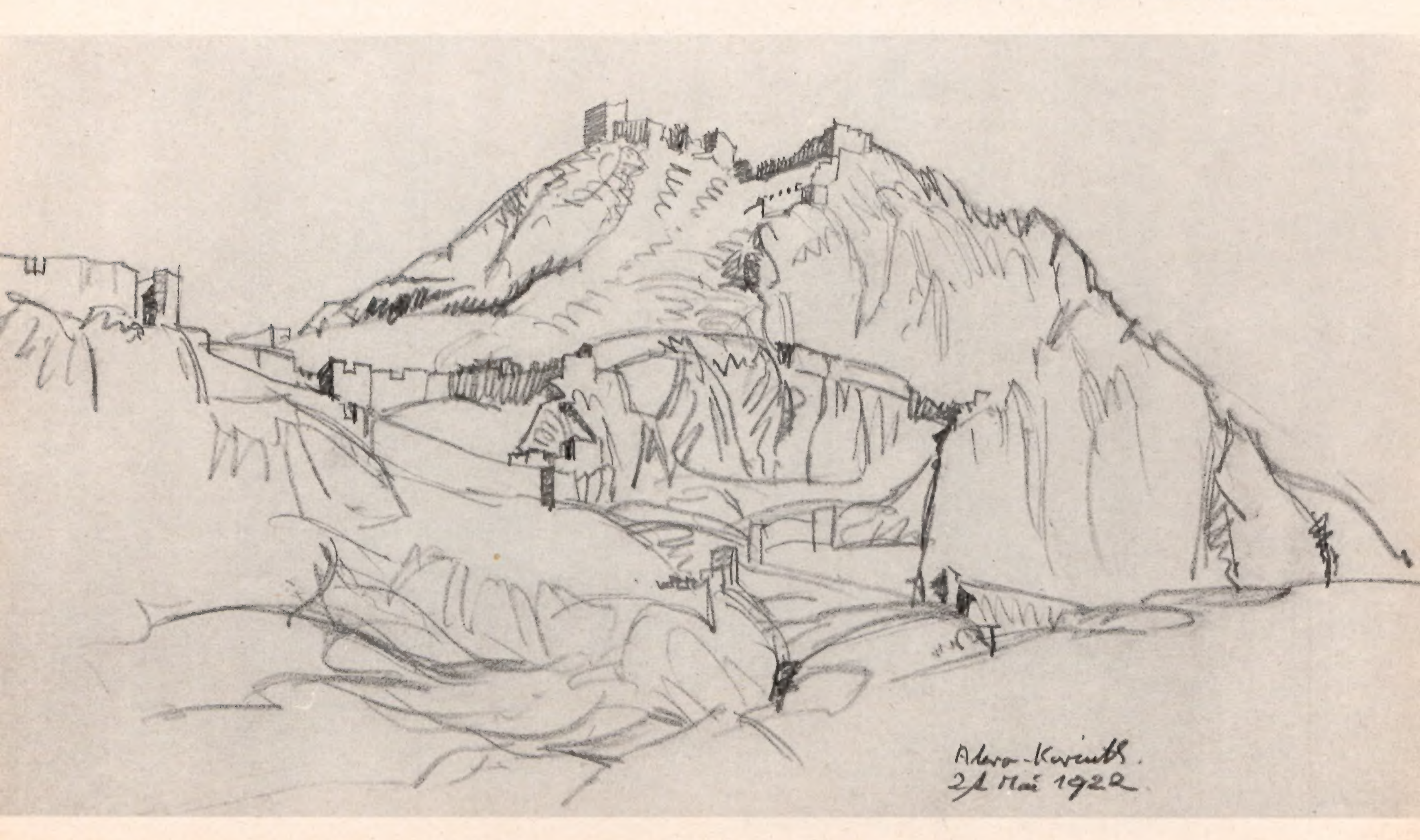
Kleine Alphütte in den Schafweiden am Fuß des Hymettos, nahe bei Athen. 17. April 1922.

REISEAQUARELLE EINES DILETTANTEN

Diese Aquarelle sind nicht als «Kunstwerke» gemeint. Sie sind auf einer Reise nach Griechenland entstanden, zu keinem anderen Zweck, als um die Erinnerung festzuhalten, und sie liegen nun schon über zwanzig Jahre in der Schublade, aus der sie gelegentlich zum Vergnügen ihres Verfassers und seiner Freunde hervorgezogen werden, ebenso wie die Aquarelle, die sein Großvater, der Mediziner war, vor bald hundert Jahren gemalt hat. Nun mag der Lobeshymnus, den Winston Churchill auf die Amateurmalerei angestimmt hat, den Redaktor des «Du» dazu ermuntert haben, einige dieser Blätter abzubilden, die sich freilich in der bescheidenen Zone des Aquarells und der Zeichnung bewegen, während Churchill als Dilettant bis zur Oelmalerei vorgedrungen ist. Diese erfordert aber doch schon eine beträchtliche Apparatur, während sich die Komplikationen des Aquarellmalens auf ein Minimum beschränken: ein kleiner Farbkasten, ein Block gutes Aquarellpapier, zwei bis drei Pinsel und ein Wassergefäß, das sich am Aquarellkasten befestigen läßt, sind alles, was man dazu braucht.

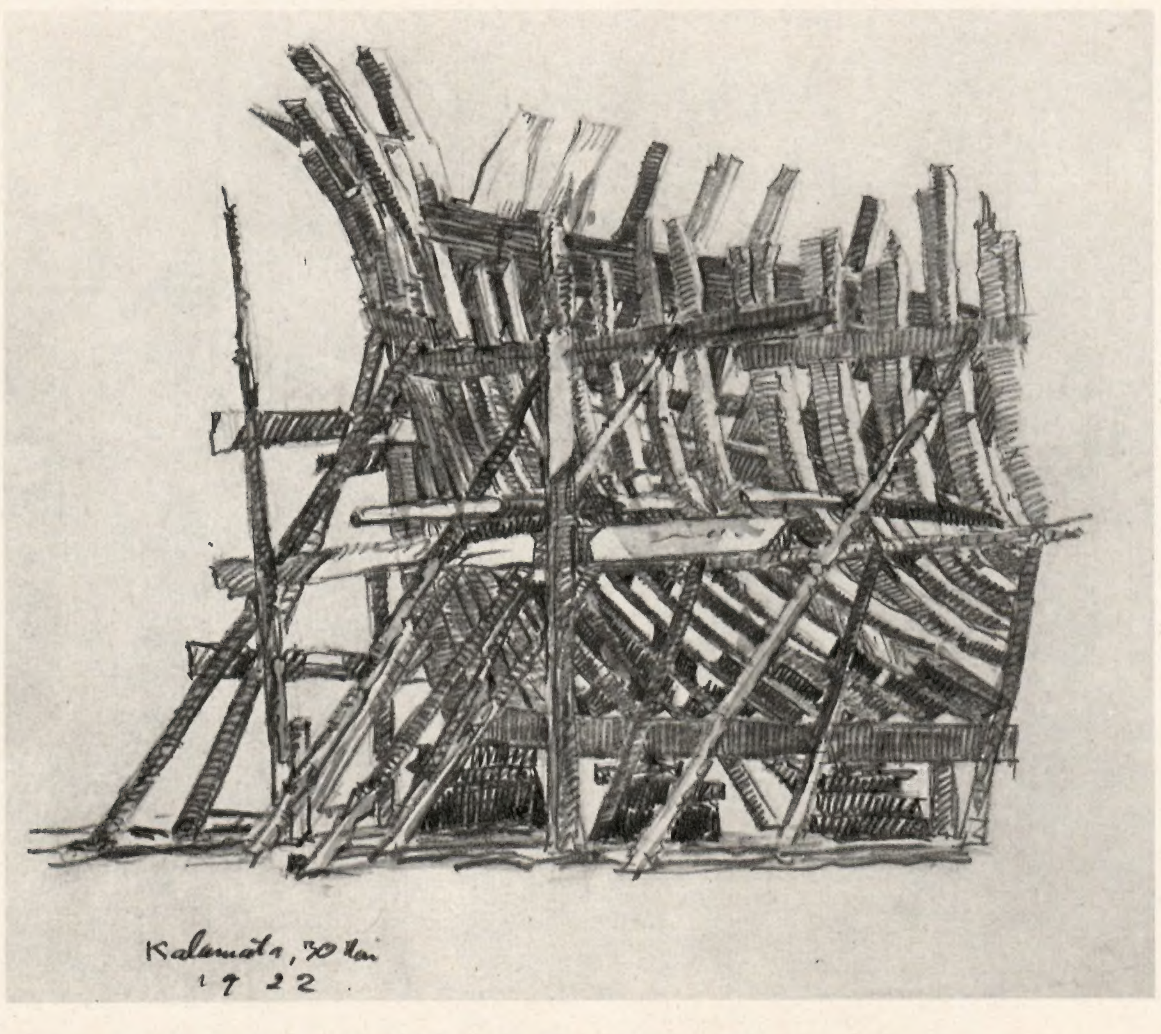
Was bei dieser Tätigkeit herauskommt, ist Nebensache. Selbstverständlich bemüht man sich auch als Dilettant, ein Blatt herauszubringen, das man auch später wieder mit Vergnügen betrachtet und vorzeigt. Daneben entstehen andere, die so eindeutig verunglückt sind, daß man sie entweder gleich vernichtet oder jedenfalls nicht in die Mappe legt, die man Bekannten zeigt. Aber auch diese Blätter sind für ihren Schöpfer nicht weniger wertvoll, denn die Hauptsache ist das Malen selbst, die intensive Auseinandersetzung zwischen dem Beobachtenden und der Landschaft, die Auswahl dessen, was wiederzugeben, und dessen, was wegzulassen ist, das Zwiegespräch mit dem Gegenstand des Bildes, durch das sich dieser dem Gedächtnis einprägt wie auf keine andere Weise, und zwar auch dann, wenn sein Niederschlag auf dem Papier unzulänglich bleibt. Der Photograph ist der Maschinist seines Apparates, der einzig künstlerische Entschluß, den er fassen muß, betrifft die Auswahl des Motivs und den Bildausschnitt, und schon dieser ist durch das Format seiner Kamera weitgehend und unabänderlich festgelegt. Der Zeichner muß mit kritischem Blick beurteilen, ob für den landschaftlichen Eindruck, der ihn entzückt oder auch nur interessiert, jener Hügelansatz unbedingt dabei sein muß, ob diese Baumgruppe bereits dazu gehört oder schon wegzulassen ist. Er muß sich klarwerden, an welchen bestimmten Farbtönen die eigenartige Stimmung einer bestimmten Beleuchtung haftet, und solche Ueberlegungen — die sich vielleicht nur zwischen Auge und Hand abspielen und gar nicht in Form bewußter Ueberlegungen auftreten — schärfen den Blick für das Typische der Landschaft, und sie prägen die einmalige Reisesituation

Die Festung auf dem Burgberg von Korinth, «Akrokorinth».



unauslöschlich ein. Auf ein und derselben Reise bald zu photographieren, bald zu zeichnen, ist kaum möglich, jedenfalls hat dies der Schreibende nie fertiggebracht, da beides eine ganz gegensätzliche Einstellung zur Landschaft voraussetzt. Es ist, wie wenn man schielen müßte. Ich habe darum auf jener griechischen Reise, die sechs Monate dauerte, überhaupt keinen Photoapparat mitgenommen. Das Malen als Dilettant erzieht aber auch noch zum Verständnis und zum Genuß wirklicher Kunstwerke; denn der Amateur kommt durch seine eigene Betätigung rasch dahinter, was bei einem anderen bloße Routine, rezeptmäßiger Effekt und Geschicklichkeit des Handgelenkes ist: das ist nämlich das, von dem er sagen kann, daß er es selbst mit der nötigen Uebung und Ausdauer auch erreichen könnte, wogegen die eigentliche Kunst da angeht, wo man sich eingesteht, daß das über die Ebene des Dilettantischen hinausgeht, mit der sich der Amateur nicht nur gezwungenermaßen, sondern gewolltermaßen bescheidet.
Ein besonderes Talent ist für die beschriebene Betätigung eines Amateurs nicht erforderlich, ja vielleicht eher eine Gefahr; denn es verführt zu Routine, zur Freude am bloßen Effekt, am schmissig hingezauberten Blatt, während gerade die Anstrengung, das bescheidene Bemühen um eine nicht effektvolle, sondern wirklichkeitsnahe Wiedergabe des Eindrucks das entscheidend Wichtige und Fruchtbare ist. Wenn dann dabei ohne besondere Absicht, fast als freundlicher Zufall, das eine oder andere nette Blatt herauskommt — um so besser; aber es ist nicht die Hauptsache.
Damit und mit den abgebildeten Blättern möchte der Verfasser möglichst viele Reisende ermuntern, sich als Amateure in Zeichnung und Aquarell zu versuchen, und wenn sie sich berufen fühlen, es mit Churchill aufzunehmen, sollen sie sich sogar einen Oelmalkasten kaufen.

Peter Meyer



Holzschiff nach alter Art im Bau am Strand von Kalamata.

Küste bei Nauplia, von der Halbinsel Itsch-Kaleh gegen Südosten, links die Abstürze der Festung Palamidi. 18. Mai 1922, abends.



Der Tempel des heilenden Apoll von Bassae liegt hoch in den arkadischen Bergen, umgeben von einzelnen Eichen. 3. Juni 1922.



1

RUSSISCHE REISE

Im Sommer 1932 nahm der Maler und Zeichner Otto Baumberger an einer jener Reisen teil, welche die «Intourist», das sowjetrussische staatliche Reisebüro, durch Rußland veranstaltete. Die Fahrt nahm ihren Anfang in Berlin. Etwa 150 Teilnehmer kamen in diesem besondern Fall zusammen, eine ganz und gar gemischte Reisegesellschaft aus ziemlich allen Ländern Europas, darunter ein paar Schweizer, Franzosen, Engländer, viele junge Deutschen, nicht wenige Theologen, Gegner des Sowjetreichs und begeisterungsbereite Anhänger. So eine Fahrt war verhältnismäßig billig; sie führte an die 6000 Kilometer durch das riesige Land, berührte Petersburg, Kiew, Charkow, Rostow, Moskau und so weiter. In Berlin war die nationalsozialistische Partei im Begriff, die Macht im Staat zu erobern. Rußland war in fieberhafter Tätigkeit begriffen. Unterkunft und Verpflegung für die «Intourist»-Reisenden waren, gemessen an den Verhältnissen des Landes, ausgezeichnet. Weniger erfreulich waren für den mehr oder weniger pünktlichen Westeuropäer die Mängel der Zeiteinteilung, aber Otto Baumberger war gegen Mißmut oder Langeweile gefeit: er zeichnete, zeichnete Tag für Tag ganz ungestört Brücken, Stadtbilder, Bahnen, Menschen. «Ich gebe Ihnen einen Rat», sagte der Reiseleiter bei der Rückfahrt kurz vor der Grenze zu ihm, «nehmen Sie beim Grenzübertritt die Blätter alle zu sich. Ein Beamter könnte sie beschlagnahmen. Ich würde es auch tun, aber nicht weil mir Ihre Skizzen staatsgefährlich erscheinen, sondern nur — weil sie mir gefallen.» Die Blätter kamen also mit. Wir zeigen von den vielen einige wenige.

DIE REDAKTION

2



3



4

5



6



7

1 Am Dniepr. Rechts hinten Dniepropetrowsk. Rechts vorn ein Sonnenblumenfeld, wie sie weite Strecken in Südrußland bedecken. Wer zum erstenmal aus dem fahrenden Zug am frühen Morgen sie erblickt, dem kommt die heimatliche gelbe Löwenzahn-Wiese in den Sinn.

2 Großes Verwaltungsgebäude in Charkow. Rechts eine Betonmischmaschine. Der Platz ist noch im Bau. In allen Städten Rußlands wurde gebaut. Das ganze Land war sozusagen ein Bauplatz.

3 Das chinesische Mitglied der Reisegesellschaft auf seinem Liegeplatz in der Eisenbahn.

4 Der Rote Platz am Kreml in Moskau. Aquarellierte Bleistiftzeichnung.

5 Der Dniepr bei Dnieprostroy im August 1932. Aquarellierte Bleistiftzeichnung.

6 Die Donbrücke in Rostow, morgens um 6 Uhr; eine abbrechbare Schiffbrücke. Das rückwärtige Ufer ist der Anfang einer riesigen Ebene.

7 Ein Bauer in Minsk.

8 Zugshalt in der Gegend von Kursk. Privater Handel in beschränktem Umfang war erlaubt. Die Bauern verkauften den Reisenden allerlei Eßwaren. Vor allem kamen sie mit kleinen, grünen Gurken, die den Durst löschten. Armbanduhren und Photoapparate erregten großes Erstaunen.

9 Eisenbahnstation etwa 80 Kilometer unterhalb Rostow, in der Nähe einer großen Kolchose. Heißer Sommerabend! Ebene, Ebene! Noch 1000 Kilometer trennen den Zeichner vom Kaukasus. Der Zug läßt auf sich warten. Der Mond geht auf, bewegende Gesänge der Arbeiter, wartender Männer und Frauen, erfüllen die Nacht.



8



9

Zwei Täubchen liebten sich mit zarter Liebe.
Jedoch, der weichen Ruhe überdrüssig,
Ersann der Tauber eine Reise sich.
Die Taube rief: «Was unternimmst du, Lieber?
Von mir willst du, der süßen Freundin, scheiden:
Der Uebel größtes, ist's die Trennung nicht?
Für dich nicht, leider, Unempfindlicher!
Denn selbst nicht Mühen können, und Gefahren,
Die schreckenden, an diese Brust dich fesseln.
Ja, wenn die Jahrszeit freundlicher dir wäre!
Doch bei des Winters immer regen Stürmen
Dich in das Meer hinaus der Lüfte wagen!
Erwarte mindestens den Lenz: Was treibt dich?
Ein Rab' auch, der den Himmelsplan durchschweifte,
Schien mir ein Unglück anzukündigen.
Ach, nichts als Unheil zitternd werd' ich träumen,
Und nur das Netz stets und den Falken sehn.
Jetzt, ruf' ich aus, jetzt stürmt's: mein süßer Liebling,
Hat er jetzt alles auch, was er bedarf,
Schutz und die goldne Nahrung, die er braucht,
Weich auch und warm ein Lager für die Nacht,
Und alles Weitre, was dazu gehört?» —
Dies Wort bewegte einen Augenblick
Den raschen Vorsatz unsres jungen Toren;
Doch die Begierde trug, die Welt zu sehn,
Und das unruhige Herz, den Sieg davon.
Er sagte: «Weine nicht! Zwei kurze Monden
Befriedigen jedweden Wunsch in mir.
Ich kehre wieder, Liebchen, um ein Kleines,
Jedwedes Abenteuer, Zug vor Zug,
Das mir begegnete, dir mitzuteilen.
Es wird dich unterhalten, glaube mir!
Ach, wer nichts sieht, kann wenig auch erzählen.
Hier, wird es heißen, war ich; dies erlebt' ich;
Dort auch hat mich die Reise hingeführt:
Und du, im süßen Wahnsinn der Gedanken,
Ein Zeuge dessen wähnen wirst du dich.» —
Kurz, dies und mehr des Trostes zart erfindend,
Küßt er, und unterdrückt, was sich ihm regt,
Das Täubchen, das die Flügel niederhängt,
Und fleucht. —

Und aus des Horizontes Tiefe
Steigt mitternächtliches Gewölk empor,

Gewitterregen häufig niedersendend.
Ergrimmte Winde brechen los: der Tauber
Kreucht untern ersten Strauch, der sich ihm beut.
Und während er, von stiller Oed' umrauscht,
Die Flut von den durchweichten Federn schüttelt,
Die strömende, und seufzend um sich blickt,
Denkt er, nach Wandererart, sich zu zerstreun,
Des blonden Täubchens heim, das er verließ.
Und sieht jetzt erst, wie sie beim Abschied schweigend
Das Köpfchen niederhing, die Flügel senkte,
Den weißen Schoß mit stillen Tränen netzend:
Und selbst, was seine Brust noch nie empfand,
Ein Tropfen, groß und glänzend, steigt ihm auf.
Getrocknet doch, beim ersten Sonnenstrahl,
So Aug' wie Leib, setzt er die Reise fort,
Und kehrt, wohin ein Freund ihn warm empfohlen,
In eines Städters reiche Wohnung ein.
Von Moos und duft'gen Kräutern zubereitet
Wird ihm ein Nest, an Nahrung fehlt es nicht,
Viel Höflichkeit, um dessen, der ihn sandte,
Wird ihm zuteil, viel Güt' und Artigkeit:
Der lieblichen Gefühle keins für sich.
Und sieht die Pracht der Welt und Herrlichkeiten,
Die schimmernden, die ihm der Ruhm genannt,
Und kennt nun alles, was sie Würd'ges beut,
Und fühlt unsel'ger sich, als je, der Arme,
Und steht, in Oeden steht man oder nicht,
Umringt von allen ihren Freuden, da.
Und fleucht, das Paar der Flügel emsig regend,
Unausgesetzt, auf keinen Turm mehr achtend,
Zum Täubchen hin, und sinkt zu Füßen ihr,
Und schluchzt, in endlos heftiger Bewegung,
Und küsset sie, und weiß ihr nichts zu sagen —
Ihr, die sein warmes Herz auch wohl versteht!

Ihr Sel'gen, die ihr liebt; ihr wollt verreisen?
O laßt es in die nächste Grotte sein!
Seid euch die Welt einander selbst und achtet
Nicht eines Wunsches wert das Uebrige!
Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte:
Ich hätte nicht um Rom und seine Tempel,
Nicht um des Firmamentes Prachtgebäude,
Des lieben Mädchens Laube hingetauscht!
Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz erteilt?
So viele jungen, lieblichen Gestalten,
Mit unempfundenem Zauber sollen sie
An mir vorübergehn? Ach, dieses Herz!
Wenn es doch einmal noch erwarmen könnte!
Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der
Mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe? —

UEBERSETZT VON HEINRICH VON KLEIST

GESANG ÜBER DEN SCHIENEN

VON PAUL AD. BRENNER

Das Haus meines Vaters stand an der Bahnlinie, die Zürich mit der Westschweiz verbindet. Ich war zwölfjährig, als man mir das kleine Dachzimmer auf der Abendseite einräumte, von dem herab ich die hundertsechsundfünfzig Züge hin- und herfahren sah und hörte, die das Zeitmaß meines Tages und die wachen Stunden heimlicher Lesenächte bestimmten. Mehr als zehn Jahre lang habe ich jenes Zimmerchen bewohnt, das meine Leidenschaft für Eisenbahnfahrten weckte und nährte. Manchmal, wenn Freunde mich besuchten, schüttelten sie mitleidig ihre Köpfe: Die Unruhe des kleinen Raumes — so sagten sie alle übereinstimmend — wäre eine Marter für sie; das ganze Haus sei ja durch die vorüberrollenden Züge in ständigen Aufruhr versetzt, und besonders mein Zimmer gleiche mehr einem hochgelegenen Wartesaal als einer Wohnung. Nun, das Haus meines Vaters war auch sonst ein Herd der Bewegung und des Aufruhrs; ich leugne das nicht. Das Entscheidende dieser sich summierenden Besonderheiten schienen aber meine Freunde zu übersehen: daß auch mein Herz darob in Bewegung geriet... Denn der gleichmäßige Takt der rollenden Räder und die ruhelose Bewegtheit des Herzens gingen über in meine ersten, unbeholfenen Verse und sind noch heute der Ton, dem ich gerne erliege.

•

Ein leises Beben von fernher, bei Tag und bei Nacht. Die lose gekitteten Fensterscheiben empfangen den Ton gleich einer gespannten Membrane. Immer näher kommt der Ton. Jetzt ist er da, wo ich sitze, steigt zitternd vom Zimmerboden auf den Tisch und bewegt, wie mit unsichtbaren Fingern, fiebernd den ganzen Raum... Und jetzt zittern auch meine Hände. Wenn der Zug am Hause vorüberrollt, hat er sich schon in mein Herz eingesungen, und aus dem hellen und dunkeln Klang seiner rotierenden Räder steigt sein rauschendes Lied. Er singt von fernen Dörfern und Städten, von endlosen Ländern hinter Bergen und Wäldern, von lang dahinziehenden Strömen, von Seen, und im letzten verhallenden Takt trägt er der Weltmeere Brandung ans horchende Ohr. Und ein anderer Zug jagt ihm nach, der von Menschen erzählt: von Ruhm und strahlendem Reichtum, vom Glanz ihrer schimmernden Feste, von zarten Mädchen und schönen Frauen — o, und von denen, die arm und elend wohnen und die Nächte mit dem Tau ihrer Tränen netzen. Und auch von dir singt der Zug, von dir, die ich suchen werde ein Leben lang und solange die fliehenden Lichter eines Zuges wie Sterne durch meine Nächte regnen...

Ich bin hier — du bist dort.
Zwischen uns ist die Welt,
eine Stadt und ein Ort
und ein Wald hingestellt.
Bleibt kein Weg mir erspart;
und die Zeit rinnt durchs Maß,
bis ich über der Fahrt
Weg und Ende vergaß.

Ich weiß nicht mehr, wie manche Nacht ich so vor meinem Fenster saß und träumte. Ich weiß nur, daß von keinem andern Ort der Welt das Leben mir verheißungsvoller nahte, daß kein Gedanke und kein wahrer Traum mich später je beseelt hat, der nicht zuerst in diesem kleinen Zimmer mich bewegte. Und noch von kaum spürbaren fernen Erschütterungen eines herannahenden Zuges lernte ich meine Sinne schärfen für die andern unsichtbaren Zeichen, mit denen das Kommende überall sich ankündet: so wurde mein Ahnen kein Irregehen, und mein Träumen blieb keine weltferne Melancholie. Denn zwischen den Geleisen neben unserm Haus und meinen Empfindungen begann ich eine heimliche Verbindung herzustellen, die seither nie unterbrochen wurde. Es ist mehr Wahrheit in den starken, gläubigen Jugendträumen als in den kühlen Berechnungen hochaufgetürmter Theorien.

•

Wenn Eisenbahnen reisehungrig machen, dann machen die Reisen selbst uns menschenhungrig. Es muß im Blut liegen, sagte mein Vater, als er mich für sein kleines Geschäft auf Reisen schickte. Es lag nicht im Blut, an das ich nicht glaube; es lag in der ungebändigten Kraft meiner Sehnsüchte und Träume: denn bald genügten mir die kurzen Reisen von Stadt zu Stadt nicht mehr. In meinem Zimmer ging eine Veränderung vor, die über meine heimlichen Absichten keine Zweifel mehr zuließ. Bücher verschwanden, Kleider und Wäsche mit ihnen. Der Koffer unter meinem Bett wurde angefüllt wie ein verbotenes Arsenal. Denn die große, entscheidende Reise nahte unaufschiebbar. Ich lernte in jenen Tagen den europäischen Fahrplan besser lesen als der Stationsvorsteher unseres kleinen Bahnhofes, der nur auf Lokalverbindungen spezialisiert war. Und es kam der Abend, da der Gesang über den Geleisen zur Weltmusik in mir anschwoll, und alles, was die singenden Räder mir erzählt hatten, war zu dieser Stunde gleichzeitige Gegenwart. An diesem Abend reiste ich mit dem letzten Zug zur nahen Stadt und von dort weiter und weiter...

Damals gab es noch die fremden, schwarzen Nachtzüge, die wie große, schöne Tiere in den Bahnhofhallen lagen. Und eines dieser geheimnisumwobenen Wesen entführte mich nach Zagreb und später nach Split. Nie seit diesen ersten Tag- und Nachtfahrten werde ich die Gier der Eroberer und Besitzergreifenden verstehen, die unbedenklich Ländereien und Staaten annektieren. Wer das Reisen mit der Eisenbahn liebt, muß kein Land erobern, um es in seinem Herzen zu besitzen: denn durch das gläserne Geviert des Wagenfensters tanzt die Welt ihren friedlichen Reigen zu unendlichen Verheißungen... Und dir zu Füßen wird, was Macht und Bosheit trennten, zum grenzenlos blühenden Teppich der Erde gewirkt, auf dem der Mensch mehr Raum hat, als einige bornierte Geschichtsschreiber jemals erfuhren.

•

Es ist nicht verwunderlich, daß seit den Tagen, da Eisenbahnen wie Silberadern des Lebens die Länder durchziehen, fast alle russischen Dichter einmal den Ort entscheidender Handlungen in fahrende Züge verlegt haben. Dostojewskijs «Idiot» beginnt in einem Zugsabteil; Tolstoi begleitet die dunkle Musik der «Kreutzersonate» in bewußter Absicht mit dem ununterbrochenen Klang rollender Räder; und Newerow läßt den lieben Bauernschlingel Mischka nicht ohne Bahnhöfe und Eisenbahnen «Taschkent, die brotreiche Stadt»

finden. Anders, wie die breite Spur ihrer Geleise, erleben die russischen Menschen ihre Bahnen; sie sind ihnen das verläßliche Medium zur Manifestation ihrer unsterblichen Sehnsucht: den brüderlichen Menschen zu suchen. Es ist eine tiefe Leidenschaft in denen, die von Stadt zu Stadt und von Land zu Land in den Zügen reisen, eine Leidenschaft, die nichts gemein hat mit der Unrast der Nomaden: denn jenes Reisen kennt als einziges Ziel immer nur den Menschen, den Nächsten, der über alle Entfernung hinweg unser Nachbar ist.

Auf meiner Jugendreise zwischen Zagreb und Split erfuhr ich zum erstenmal die Wahrheit dieser tiefgehenden Leidenschaft. Heiß und stickig war die Luft unseres Abteils; mehr Menschen saßen oder lagen auf dem Boden, als eng zusammengepfercht auf den schmalen Bänken dösten. Da erhob sich — es war schon Nacht geworden — aus unserer Mitte plötzlich ein Lied... Zuerst klang es leise, als käme es nicht von einer menschlichen Stimme. Aber ein junger Bauer sang — und ein zweiter nahm die Melodie auf, dann ein dritter, vierter, bis ich zuletzt der einzige war, der nicht mitsang. Und dann geschah das Unerhörte, mir Unvergeßliche: die Räder des fahrenden Zuges sangen mit! Der Takt der rollenden Räder und der Rhythmus des schwermütigen Gesanges verschmolzen ineinander und waren eines... Ich saß da, hingerissen, staunend und fühlte nur noch, wie das Kindlich-Reine dieses enträtselten Wunders mich warm und heiß durchströmte. Jetzt war ich nicht mehr allein. Denn dieses Lied war mein Lied, das die Züge mir vorbei an unserm Haus in mein kleines Zimmer getragen hatten. Und wieder sang es in mir von fernen Dörfern und Städten, von unendlichen Ländern hinter Bergen und Wäldern, von dahinziehenden mächtigen Strömen, von stillen Seen und zuletzt wieder vom Meer... Und es sang wieder vom Fernweh und Heimweh des Menschen, von seiner Leidenschaft, seinem Elend und seiner zitternden Liebe. Immer jubelnder schwoll die ewige Stimme des Gesanges an, ein Lied löste das andere ab. Wenn für kurze Zeit die Menschen schwiegen, langte einer nach seinem Proviantsack: Wein, Brot und Fleisch wurden herumgeboten. Jeder beschenkte den andern, und alles war allen gehörend.

Der Morgen nahte. Die Reisegefährten schliefen, müde aneinandergelehnt. Ich aber fand keine Ruhe, denn das Lied der Räder hielt mich wach. Eine erregende Unrast trieb mich, das Abteil zu verlassen, wo vor herabgezogenen Storen noch immer das blaue Nachtlicht zu Häupten der Schlafenden flimmerte. Draußen aber, im Durchgang des Wagens, grüßte ein neuer Tag durch matte Scheiben. Und als vom weißen Karstgebirge her die Sonne ihre ersten Zeichen gab, da war's, als nähme auch der fahrende Zug die Melodie des jungen Morgens nachklingend auf. Aber dort — was war das, dort, jener blauende Streifen am Fuß des Gebirgs? O dort lag das Meer! Das Meer, das Meer! sang es in mir... Und über den Geleisen echote der Zug: das Meer, das Meer... Denn alles, was dem Knaben einst das ruhelose Lied verheißen hatte, schenkte mir diese erste Reise in ein fremdes Land. Alles? O nein: denn dich, die ich immerzu suchen werde, dich trug zu jener Stunde ein anderer Zug in ein anderes Land.

•

Vorbei an Städten, Flußläufen, Dörfern und Wäldern: Tag um Tag und ohne Rast. Auch so habe ich die Eisenbahnen lieben gelernt. Doch nie verließ mich die starke Empfindung, daß alles Reisen eine Fahrt nach Hause bedeutet. Nur einmal vergaß ich's, als ich zu dir hin wollte und über den Geleisen der Dreiklang deines lieben Namens wie eine süße Verheißung aufstieg: Judith, Ingeborg, Elisabeth... Denn je näher die Bahn mich zu dir trug, um so weiter entfernten wir uns voneinander. Geblieben war nur das Klangbild deines Namens, die zarte Musik der Liebe, die unaufhörlich singen muß von dir. Und geblieben ist auch das alte Heimweh, ohne das ich keine Reise angetreten habe.

Das Wagenfenster im Zug und das kleine Fenster meines Knabenzimmers: sie sind der Ort, von dem aus ich die zwei Pole meines Lebens sehen kann. Einst fuhr unter unserm Haus eine kleine, singende Welt vorbei, silbern glänzend bei Tag, verwirrend leuchtend bei Nacht. Sie lockte und rief mich, bis ich ihr folgte. Jetzt sitze ich fast jeden Tag am Fenster eines Eisenbahnwagens und kann die Welt an mir vorüberziehen sehen. Anders, als der Knabe von ihr träumte, bietet sie sich meinen Blicken dar. Aber anders ist auch der, der sie jetzt durchs Fenster erkennt. Ist denn nichts gleich geblieben? O, gleich geblieben ist vieles: die Unrast des Herzens, das Bild, das wir alle erschaffend suchen müssen, und das Lied, das den Menschen singt, von dem es kommt und zu dem es geht.

•

In einer anders geordneten Welt, jenseits aller Wortbrüche und rhetorischen Friedensbeteuerungen, werden kreisende Aeroplane und funkelnde Automobile langsam die Eisenbahnen entvölkern. Dann möchte ich im letzten leergewordenen Wagen eines fahrenden Zuges jene Reise tun, von der es keine Heimkehr mehr gibt. Daß der tröstliche Gesang über den Geleisen mir noch einmal ertöne auf der Grenze zweier Welten, daß alle Bilder des Lebens, die leuchtenden und die dunklen, noch einmal vor mir erstehen und mir zulächeln oder weinen von Station zu Station. Dann, an der letzten Ortschaft dieser Fahrt, wirst du stehen und auf mich warten. Und auf deine Frage werde ich dir antworten, daß die Reise mich nicht müde und kein Weg mich irre gemacht hat. Das letzte Wegstück werden wir schweigend zusammengehen: Daß noch einmal, ehe das Kommende zitternd mein Herz umschleicht, Wärme und Glut einer liebenden Hand mich durchzucken wird. Wenn ich deine Hand spüre, weiß ich, daß meine Reise nicht sinnlos war, weil eines Menschen liebende Nähe sie beschließen wird.

Seefahrt. Vier Photos von Pierre Verger

1 Die Stückgüterfracht wird gelöscht

2 In Colombo. Ein Leichter an der Bordwand des großen Ozeandampfers

3 Kohlenträger in Port Said

4 Ein Chinese kommt aus der Küche herauf an die Oberwelt




15





PFLANZEN AUF REISEN

VON A. U. DÄNIKER

Ja — auch Pflanzen machen Reisen, oft sogar recht abenteuerliche, manchmal eigentliche Weltreisen, und wo es gelungen ist, ihre Wege und Wanderungen genau aufzuzeigen, erkennen wir oft erstaunliche Leistungen.

Ein kleines Kreuzkraut, Senecio vernalis, das unserem einjährigen Kreuzkraut Senecio vulgaris nicht unähnlich ist, dessen Körbchen aber, zum Unterschied von der einheimischen Art, von schönen kleinen, gelben Zungenblüten umsäumt sind, gestattete sich im letzten Jahrhundert eine solch ansehnliche Reise. Es stammt aus Asien und war im 18. Jahrhundert an der Ostgrenze Europas bekannt. Im 19. Jahrhundert wurde es von der Wanderlust erfaßt und erreichte 1821 Ostpreußen und Tilsit, war 1826 an der Weichsel, 1850 in Posen. Im Jahre 1851 wurde es vereinzelt schon in Thüringen beobachtet, trat weiter nördlich 1854 linksseitig der Oder, 1860 westlich der Elbe auf; 1870 befand es sich an der Moldau in Böhmen und 1884 bei Mannheim am Rhein. 1894 wurde es bei München und bei Hombrechtikon (Zürich) aufgefunden. 1910 hatte es den Rhein überschritten und war in die Saar vorgedrungen. Am Zürichsee wurde es 1916 in Küsnacht beobachtet, ist wiederum verschwunden, um 1921 erneut aufzutreten und sich im gleichen Jahre auch in Schaffhausen zu zeigen. Einmal in Mitteleuropa angelangt, scheint es die Wanderlust eingebüßt zu haben; denn es dringt kaum noch nach Westen vor und tritt zum Beispiel in der Schweiz nur sporad auf. Bei uns scheint das Frühlingskreuzkraut mit Zierrasensamen eingeschleppt; in Deutschland trat es entsprechend den Angaben von Dr. Beger, dem wir die obige Zusammenstellung größtenteils verdanken, mit Kleesamen manchmal so massenhaft auf, daß sich staatliche Institutionen mit seiner Bekämpfung befassen mußten.

Solch drastische Beispiele rascher Wanderung gibt es nicht sehr viele. Vor etwas mehr als hundert Jahren hat die Wasserpest, Elodea canadensis, die europäischen Flüsse verseucht. Im Verlauf des letzten Jahrhunderts ist das unscheinbare Ackerunkraut Veronica persica von Osten eingedrungen und findet sich nun auf jedem Acker. Auch heute noch können wir das stetige Vordringen der kanadischen Goldrute, Solidago canadensis, den Flüssen entlang beobachten, während sich Matricaria suaveolens, die kleine Kamille, die infolge Fehlens der weißen Zungenblüten am Rande des Blütenkörbchens unscheinbarer ist als ihre größere Schwester, heute schon fast auf allen schweizerischen Bahnstationen bis ins Gebirge eingebürgert hat.

In früherer Zeit hat sich in den wärmeren Talschaften der Schweiz Robinia pseudacacia, die falsche Akazie, aus Amerika stammend, so sehr angesiedelt, daß sie fast als einheimischer Baum gelten mag.

Daß Pflanzen wandern, ist also nicht vereinzelt, auch wenn sich das Gros der Flora ziemlich stabil verhält oder eher durch Aussterben dezimiert wird.

Wie aber wandern nun die Pflanzen, diese seßhaften Geschöpfe? Beim Studium dieser Frage treffen wir auf die ganze, große Mannigfaltigkeit, die uns am Lebenden immer wieder in Staunen versetzt. Die verschiedenen Pflanzen und ihre Keime verfügen über Einrichtungen zum Kriechen, zum Rollen, zum Hüpfen, Schwimmen, Segeln, Reiten, Fliegen; sie reisen als zahlende, vielfach aber auch als blinde Passagiere.

Jedermann kann ganz ohne Hilfsmittel, einzig vermittels genauer Beobachtung in diesem Gebiete der Biologie, seine eigenen Kleinstudien treiben. Er kann in seinem eigenen Garten beobachten, wie die Samen des Veilchens durch Ameisen verschleppt werden. Er wird finden, daß eine erstaunlich große Zahl der kapseligen Früchte aufspringen und die Samen fortschleudern. Oder er erfährt, daß diese oder jene Zierpflanze verwildert und plötzlich im Garten an anderer Stelle auftritt, als sie einst ausgesät worden ist, oder daß aus des Nachbars Garten trotz reinster Unschuld, ja vielleicht nicht einmal

Die «Dipterocarpaceen», die Zweiflügelfrüchtler, haben zum Fliegen vergrößerten Kelch. Meist sind zwei Zipfel, bei obiger Vatica spec. aber auch die drei anderen als kleine Flügel ausgebildet.





zu seinem Vergnügen, eine Goldrute, eine Berberitze, eine Buddleya oder ein Cotoneaster herübergewandert ist. Wie all das vor sich geht, läßt sich ziemlich einwandfrei feststellen, und es macht Freude, selbständig so etwas beobachtet oder herausgefunden zu haben.

Manche dieser Keime haben deutliche Einrichtungen zur Erleichterung der Ausbreitung, vielfach zwar unscheinbare, aber doch wirkungsvolle; bei fremdländischen Pflanzen dagegen sind oft groteske Formbildungen vorhanden, und an diesen läßt sich der Blick für die Bedeutung solcher Gestaltungen schärfen.

Von großer Mannigfaltigkeit sind die Einrichtungen zum Anhängen der Samen an vorbeistreichende Tiere (Martynia, Harpagophytum). Eine nicht geringe Zahl von Samen besitzt kleine Futterkörper, welche die Ameisen veranlassen, ihnen nachzustellen und sie bei der Gelegenheit zu verschleppen; bei den einheimischen zum Beispiel das Veilchen oder die Wolfsmilcharten. Von den vielen Früchten, die durch Mensch und Tier gegessen und deren Samen so verschleppt werden, sei gar nicht gesprochen.

Geradezu unerschöpflich sind die Einrichtungen zum Fliegen. Manche Samen sind staubfein und leicht. Hier schlagen die Sommerwurzarten, die Orobanchen und die Orchideen, den Rekord. Die Samen der mexikanischen Stanhopea oculata wiegen ganze 0,000003 Gramm. Andere Samen sind faden- oder haarförmig. Viele Früchte und Samen besitzen Säume und Flügel (Vatica). Aber nicht nur das, auch Teile von Fruchtständen, ganze Fruchtstände, ja manchmal sogar Zweigbüschel können zum Fliegen dienen. Nicht selten sind die Früchte so gestaltet, daß der vorbeistreichende Wind die Samen herausschüttelt. Die Fruchtkapseln von Aristolochia elegans hängen wie zierliche Körbchen an ihrem gemeinsamen Stiele.

Ganz besondere Einrichtungen dienen der Erhöhung der Schwimmfähigkeit. Viele marine Schwimmer haben die mittlere Schicht der Fruchthülle durch Faserbildung zu einem Schwimmgewebe entwickelt. Hieher gehören gerade die größten, die Seychellennuß, die Kokosnuß, während manche Samen an sich so leicht sind, daß sie schwimmen. In dieser Kategorie stehen die Hülsenfrüchtler an erster Stelle und übersäen den tropischen Strand geradezu mit runden, scheibenförmigen, vollkommen kugeligen oder bohnenförmigen Schwimmsamen.

Mit unseren Augen sehen wir zwar eine ortsfeste Vegetation, wachsend und vergehend. Im Geiste aber, mit dem wir die Einrichtungen und Leistungen der Früchte, Samen, Keime zu deuten wissen, wird ein Wandern und sich gegenseitiges Durchdringen der Populationen erkennbar. Wir sehen einzelne Arten sich durch die Generationen bedächtig bewegen, andere hastig umherspringen, die einen regelmäßig auf ihrem Feld zirkulieren, einzelne andere gelegentlich mit Schwärmen ein Gebiet überfallen und wiederum andere mit großen Sprüngen da und dort auftauchen. Wenn wir den Zeitmaßstab entsprechend vergrößern, entsteht ein Bild nicht unähnlich einer Menschenmenge auf einem Marktplatz.

Doch der Gang auf den Marktplatz wird meist nicht als Reise gewertet, und auch der Forscher sieht seine Probleme — vielleicht nicht ganz zu Recht — weniger bei diesem kleinen Geschehen. So ist auch in der Wissenschaft vor allem die Möglichkeit des Ferntransportes diskutiert worden.

Einige Beispiele sollen zeigen, daß der Ferntransport an sich durchaus möglich ist.

Schon der Altmeister der Pflanzenbiologie, Kerner, hat erwähnt, daß man bei entsprechender Beleuchtung auf Alpenpässen im aufsteigenden Luftstrom eine Menge von kleinen Pflanzenteilen und Samen fliegend und schwebend beobachten kann.

Am 20. August 1941 fanden wir auf einem Firnfeld westlich oberhalb der Gemmi eine Menge von Pflanzenteilen von 25 verschiedenen Arten. Neben Alpinen waren Blätter von Feldahorn, Bergahorn, wildem Mehlbeerbaum, Samen und Samenteile der Fichte, der Esche und des Ahorns. Gemessen an den nächstmöglichen Standorten, waren diese Pflanzenteile über mindestens

Links: Die in der Form irgendwie an Mammutkiefer erinnernden Proboscidea-«Kletten» sind nicht ganz ungefährlich, wenn sie sich in die Haut eingebohrt haben. Unsere einheimischen Kletten sind glücklicherweise harmloser.

Unten: Die körbchenförmigen Schüttelfrüchte der in den Tropen verbreiteten Aristolochia elegans.

Zeichnungen von Pia Roshardt



6 Kilometer horizontal und 1300 Meter vertikal verweht worden. Wenn auch diese Distanzen nicht besonders groß sind, hat das Beispiel immerhin den Vorteil, absolut eindeutig zu sein.

Besonders eindrucksvoll ist die Schilderung eines Sturmes in der Ukraine, die der Zeitschrift für Geophysik entnommen ist. Am 26. April 1928 wütete über den ukrainischen Steppen ein Orkan, der in großer Menge Schwarzerde in die Luft wirbelte, so daß bei Melitopol eine 35—40 Zentimeter hohe Erdstaubschicht abgelagert und bei Kriwoj Rog 25—50 Zentimeter hohe Staubdünen aufgeworfen wurden. Von dem verwehten Staub fiel am 27. April in der Bukowina eine 8 Millimeter hohe Schicht; am 28. erreichte der Staub die Tschechoslowakei und fiel, wie auch in Polen, über viele Tausende von Quadratkilometern. Nach Norden hin war noch eine Lufttrübung zu beobachten, die am 1. Mai die Ostsee bei Danzig erreichte. Wenn auch anläßlich dieses Sturmes keine Beobachtungen über Pflanzentransport gemacht worden sind, so ist doch klar, daß Pflanzenkeime sogar in großer Zahl und über weite Strecken transportiert werden können.

Sind aber solche Lufttransporte nur gelegentlich möglich, so bieten die Meeresströmungen für Schwimmfrüchte und Samen sozusagen eine dauernde Reisegelegenheit.

Seit alters her ist besonders an den Südwestküsten Indiens und auf den vorgelagerten Malediven eine riesige Palmenfrucht angeschwemmt worden. Erst 1749 wurde die fast stammlose, mit mehreren Meter langen Wedeln versehene Palme, die Mutterpflanze dieser sagenumwobenen Frucht, auf der abgelegenen Inselgruppe der Seychellen entdeckt. Diese Seychellennuß oder der «Coco de mer» wird somit über Distanzen von oft mehr als 2000 Kilometer verfrachtet.

Ein weiteres Beispiel ist sehr aufschlußreich. Am 27. August 1883 wurde durch gewaltige vulkanische Eruptionen die Krakatauinsel zwischen Sumatra und Java zerstört. Die Zerstörungen durch Hitze, Wasser und Auflagerung von vulkanischem Aufwurfmaterial waren derart, daß man die drei nachher vorhandenen Inseln als von allem Lebenden verödet betrachten konnte, daß also die seither nieder entwickelte üppige Vegetation und Fauna durch Ferntransport herangeschafft worden ist. Dabei sind die Distanzen zur nächsten kleinen, allerdings auch stark mitgenommenen Insel Sebesi ca. 19 Kilometer, nach den vorgelagerten Stellen Javas und Sumatras 40 Kilometer. Verschiedene Botaniker, insbesondere der Zürcher Forscher Prof. Ernst, haben die Wiederbildung der Vegetation verfolgt. Schon nach drei Jahren waren am Strande 9 Blütenpflanzen aufgegangen, im Innern 8; im Jahre 1887 wurden 62 höhere und 22 niedere Pflanzen gefunden; 1906 waren es 92 Arten, 1907 137, 1919 272, 1929 362. Wenn auch nicht genau angegeben werden kann, wie die einzelnen Arten befördert worden sind, so läßt sich doch schätzen, daß ein schwaches Dritteil durch den Wind, etwas weniger als zwei Drittel durch das Wasser und ca. 10 Prozent durch Vögel hingebracht worden sind. Der Anteil an durch Tiere verbreitete Arten mag auf den ersten Blick gering erscheinen, doch ist leicht einzusehen, daß sich im Laufe der Zeit Verschiebungen im prozentualen Anteil bemerkbar machen werden. Von gewissen Botanikern ist die Wiederbildung der Krakatauflora durch Ferntransport meines Erachtens zu Unrecht verneint worden. Darum noch ein Beispiel, bei welchem etwas anderes als Ferntransport nicht in Frage kommt: die völlige Neubildung einer Insel! Durch die Eruption eines unterseeischen Vulkans wurde im Jahre 1927 in der Gruppe der Freundschafts-Inseln, einem Archipel locker zerstreuter kleiner Inseln im pazifischen Gebiete, eine niedrige, zwei Meilen breite, rundliche Insel mit Kratersee aufgeworfen. Ihren Namen Falcon Island erhielt sie nach der H. M. S. Falcon, welche schon 1865 eine



Photo rechts: Strandgut! Im Vordergrund die riesige Seychellennuß und eine kleine Cerberafrucht mit zerfasertem Schwimmgewebe; im Mittelgrund zwei Kokosnüsse mit unbeschädigter Fruchtschale, an der vorderen noch die verholzte Blütenhülle sichtbar. Ganz hinten eine zweite Seychellennuß.

Links: Harpagophytum, eine «Trampelklette», wird als die «grausamste Frucht» bezeichnet; denn wehe dem afrikanischen Vierfüßer, der sich ein solches Gebilde in den Fuß tritt. Selbst römische Fußangeln erscheinen diesen Krallenfrüchten gegenüber primitiv.

Das interessante Material entstammt der Sammlung des Botanischen Gartens der Universität Zürich

seither wieder verschwundene Bank rapportiert hatte. Eine Expedition fand nach wenigen Monaten Holzplanken, Korallenstücke, viele Fragmente von Kokosnüssen und eine keimfähige Nuß, sowie einen jungen Strauch von Suriana maritima — ein verbreiteter Strandbusch — vor. In weniger als einem Jahr also hat die neugebildete Falken-Insel im Meere driftendes Material und lebende Pflanzenkeime aufgefangen, und es begann sich eine erste spärliche Vegetation zu bilden.

Den Anwohnern der europäischen Atlantikküsten ist im übrigen längst bekannt, daß der Golfstrom dauernd Samen aus dem Gebiete der Antillen an den Küsten von Irland, England und Norwegen anschwemmt. Die im Jahre 1921 bei Jugorskij Schar südlich von Nowaja Semlja gefundenen Samen von Entada scandens dürften mit ihrer ca. 9000 Kilometer langen Fahrt sogar den Langstrecken-Weltrekord geschlagen haben.

Pflanzen reisen — dauernd, und viele von ihnen gelangen sehr weit. Man kann sich daher mit Recht fragen, wieso dann die Vegetation durch Neuankömmlinge nicht mehr verändert wird? Da aber stoßen wir auf ein nicht minder wichtiges biologisches Problem, dasjenige der Naturalisation, der Einbürgerung. Selbst wenn es einem Fremdling gelingt, zu wachsen, so ist doch die Regel, daß er wiederum ausstirbt. Man muß auch bei der Fernverbreitung deutlich unterscheiden, ob sie in ein Gebiet mit gleichen Bedingungen führt, so etwa von einem tropischen Strand an einen anderen, oder ob das Ziel des Auswanderers ein solches mit gänzlich anderen Lebensbedingungen ist. Auch dann gibt es zwar noch «Allerweltspflanzen», die gedeihen können. Sie sind aber die verschwindende Ausnahme. Das Siedeln oder die Kolonienbildung ist also eine Erscheinung, die zwei Komponenten mindestens besitzt, die Expansivkraft des Lebewesens, wie wir es nennen wollen, und zweitens die Bedingungen, man könnte sagen die Empfänglichkeit des Bestimmungslandes. Beide können wechseln. Die Expansivkraft kann sprunghaft ansteigen, sie kann sich als unwiderstehlich erweisen, wenn entsprechende Bedingungen vorliegen. In Australien sind nicht nur große Gebiete von Opuntien überschwemmt worden. Auch unsere harmlosen Kräuter, das Johanniskraut und das Tausendguldenkraut sind so lästig, daß sie zu staatlich proskribierten Kräutern erklärt worden sind. Durch irgendwelche, meist äußere und vielfach menschliche Einflüsse kann ein Land empfänglich werden für Einwanderer. Die natürliche Vegetation dagegen ist in der Regel viel widerstandsfähiger; sie bildet das große Hindernis gegen zu viele Wanderlustige. Es ist die große Ausnahme, wenn sich ein Eindringling behaupten kann.

Pflanzen auf Reisen. Das muntere Wirbeln von Flugsamen im Wind, das Anhäkeln von Kletten an Kleidern und an Tieren, das gelegentliche Aufgehen fremder Pflanzen da oder dort, das läßt sich leicht feststellen. Die ineinandergreifenden Mechanismen, die oft erstaunliche Leistungen hervorbringen, laden geradezu ein zum Forschen, zum Begreifenwollen. Im ganzen gesehen aber steckt viel Geheimnisvolles dahinter, die Kraft des Lebens, Keime zu erzeugen und ihnen um jeden Preis neue Standorte und neue Lebensmöglichkeiten zu erschließen.



FRANZ NIKLAUS KÖNIG ALS HEROLD DER SCHWEIZ

Franz Niklaus König führte den Pinsel zuerst in der väterlichen Flachmalerwerkstatt. Bald, hoffte sein Meister, würde der Sohn den Gesellen ersetzen, der die Aufträge der Gnädigen Herren auszuführen, Karossen und Schilder mit Wappen und Ornamenten, Erlasse und Verbote mit bedächtigen Bernerbären zu zieren verstand. Willig kam der Jüngling den Wünschen des Vaters nach, selbst als er in der Schule der Wocher, Freudenberger, Dunker längst über die für solche Arbeiten nötigen Fertigkeiten hinausgewachsen war. Mit zwanzig Jahren verheiratet, übernahm er ein eigenes Geschäft. Erst jetzt, da er Meister geworden, ward ihm der Doppelberuf zur Last, entschied er sich für die Kunst. Die Verbundenheit mit dem Leben, die Bereitschaft, einen Auftrag gefällig auszuführen, das Interesse für die technische Seite der Malerei und Graphik brachte er aus dem Handwerk mit. Ihn begleiteten die Sorgen und Freuden des häuslichen Glücks, die einem Vater von neunzehn Kindern beschieden sind. Sein jovialer, geselliger Geist, sein träfer Mutterwitz, sein bewegliches, sich an Jagd, Fischerei und weiten Bergwanderungen erlustierendes Naturell, sein musikempfänglicher Sinn und der bescheidene Stolz eines Mannes, der sich seines echten Wertes bewußt ist, ließen ihn das Leben in fröhlicher Weisheit genießen.

Haller, Rousseau und der europäische Sturm und Drang hatten in der Schweizer Landschaft und im unverkünstelten Leben des Bergvolkes die verlorene Ursprünglichkeit und Wahrheit wiederentdeckt. Und wirklich, ein Schimmer paradiesischer Poesie lag noch über jener Welt, während anderwärts die Revolution sich blutig und kriegsträchtig erhob. Unter der Gefahr hielt man mit sentimentalischer Liebe an altem Schweizergeist, an Volkstracht und Volksbrauch und am ehrlichen Sinn der Väter fest. König, der sich 1798, nachdem er als Artillerieoffizier tapfer gegen die Franzosen gekämpft hatte, nach Unterseen zurückzog, widmete sich hier mit seiner Kunst und seiner Unternehmungsfreude der Wahrung und Pflege des alten Volksgutes und erschloß zugleich den Gästen, die in immer größern Scharen herbeiströmten, den naturgewaltigen Zauber des Berner Oberlandes und die Eigenart seiner Bevölkerung. Die bernische Regierung der Mediation unterstützte und benützte seinen Eifer und seine Betriebsamkeit gern. In ihrem Auftrag begleitete er 1808 König Friedrich I. von Württemberg durch das Berner Oberland, in ihrem Auftrag wirkte er als künstlerischer Gestalter bei der Durchführung der berühmten Hirtenfeste zu Unspunnen mit, die 1805 und 1808 das Entzücken der kosmopolitischen Gesellschaft sommerlicher Gäste bildeten und durch die Beschreibung von Madame de Staël ein weltweites Echo erhielten. König verteilte 1805 an die fünfhundert Logiskarten für das Fest. Er hielt selber Table d'hôte und beherbergte 1808 die französische Malerin Madame Vigée-Lebrun. Sein Atelier war der geistige Mittelpunkt Unterseen-Interlakens. Trachtenbilder, Zeichnungen, kolorierte Stiche und Oelbilder wanderten als Erinnerung und Werbung mit den Besuchern hinaus in alle Fernen. Doch mit der zunehmenden Verdüsterung des politischen Horizontes versiegte der Fremdenstrom, und der Maler fand in Unterseen kein genügendes Auskommen mehr. Er kehrte 1809 nach Bern zurück.

Klug und findig erschloß er sich hier eine Quelle neuer Einkünfte, indem er sich die Mode der Abat-Jours zunutze machte und aus den bemalten Lampenschirmen seine Transparentenmalerei ableitete. Mit Hilfe einer kleinen Aktiengesellschaft hielt er sich für die erste Zeit über Wasser. Als Hinterlage für die Aktien dienten die Transparentgemälde selbst. Er versah sich mit den Einrichtungen für das geplante «Diaphanorama», dessen Eröffnung an der Rue du Marché er denn bald dem Berner Publikum und den Besuchern Berns ankündigte. Wie auf dem Bödeli, so ward er damit auch hier zum Künder und Erschließer des Reiselandes Schweiz. Seine Gegenstände beschränkten sich nicht auf die bernische Bergheimat; sie umfaßten neben den Ansichten von Interlaken, Thun, Grindelwald, Lauterbrunnen, Scheidegg und dem Haslital die Stadt Bern, die Tellskapelle am Vierwaldstättersee, den Sonnenaufgang auf der Rigi, Luzern, die Andacht bei der Kapelle am Zugersee, die Teufelsbrücke usw., ferner Trachten- und Genrebilder aus der ganzen Schweiz. Nicht alle Blätter waren in der Manier der Transparente gemalt; ein Teil von ihnen wurde bei Tageslicht gezeigt.

Der originelle Mann begnügte sich nun aber nicht mit seinem Unternehmen in Bern. Er wurde auch zum Herold schweizerischer Landschaftsschönheit und Wesensart im Ausland. Auf die drei Reisen, die er 1816, 1819/1820 und 1820 bis 1822 unternahm, begleiten wir ihn im folgenden. Ein freundliches Geschick hat die Briefe, die König von diesen Fahrten nach Hause schrieb, bewahrt. Sie wurden, mit einigen Kürzungen, in den Jahrgängen 1882 und 1883 des Berner Taschenbuches veröffentlicht. In ihnen hat sich der Berner Kleinmeister, den Goethes Freund Meyer als «verständig, in einem gewissen Sinne geistreich, auch kreuzbrav» bezeichnete, in urwüchsiger und köstlicher Weise selber dargestellt.

Die erste Reise führt den Maler nach Zürich, Winterthur, St. Gallen, Lindau, München, Nürnberg, Erlangen, Frankfurt a.M., Ludwigsburg und Stuttgart. Obschon den Zürchern «diesen Eisrinden, kaum beizukommen ist», beginnt doch die Tournee sogleich mit Erfolg. Die Künstlergesellschaft gibt ihm «ein freundliches Abendessen», von dem er «eben recht herzlich vergnügt zurückgekommen» ist, wie er sich zum ersten Reisebrief hinsetzt. In Winterthur begeistert ihn die musikalische Kultur: «Tausend Sapperlot! was singen sie da anders als bei uns! ich war wie aus den Wolken gefallen; auch das Orchester war sehr gut, und was die Violinen anbetrifft, um 500 Prozent besser als die unsrigen.» Herr Landammann Müller-Friedberg nimmt sich in St. Gallen des Gastes auf das scharmanteste an, und «Auch in Rücksicht der Einnahmen geht es hier sehr progressiv». Der erste Brief aus München ist vom 12. Februar 1816 datiert: «Wir reiseten vorgestern Morgens von Lindau in Schlitten ab... der Schnee war an vielen Orten weit über Mannshöhe» (im einen Schlitten «fahren wir in geschlossenem Kasten und mit dem andern geht die Fracht»). Und nun empfängt ihn sogleich die Gräfin Montgelas, alle Türen öffnen sich ihm, und das Lob über die Transparente ist allgemein. «Schon bemühen sich die beiden Zeitungsschreiber ohne unser Wissen recht prächtig zu posaunen. Gestern war auch qua extra eine beträchtliche Gesellschaft Excellenzen beider-



1

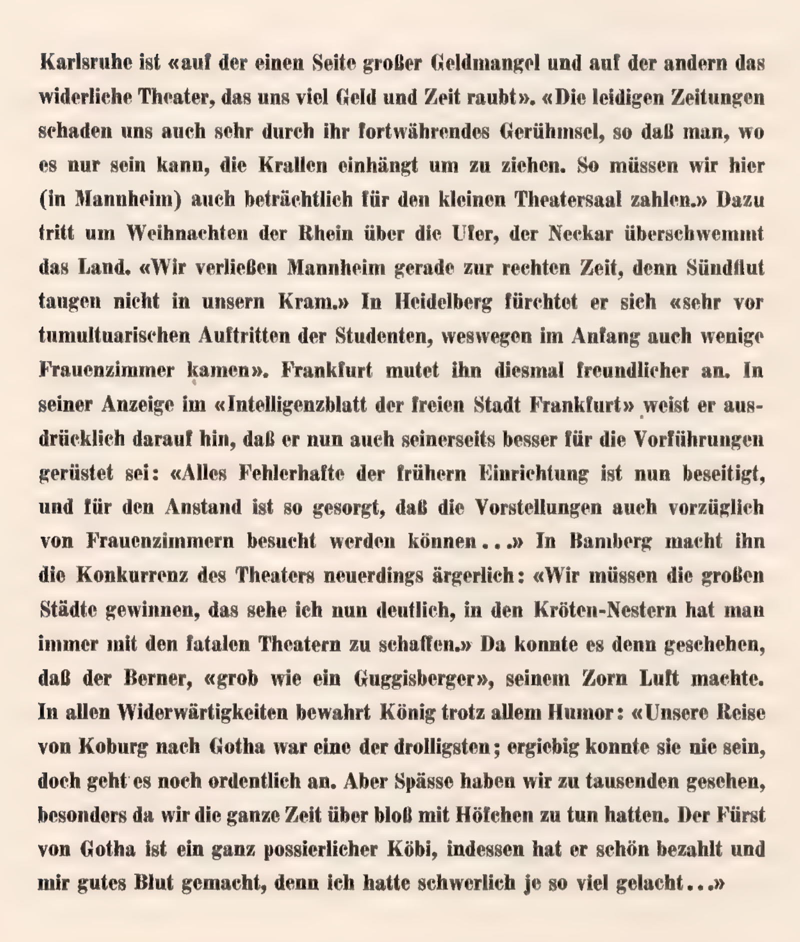
2



3

lei Geschlechts da, und das Klatschen und Bravorufen wollte am Ende nicht aufhören; heute Abends gings wieder so, und ich darf wohl sagen, es zeigte sich nicht nur eine gefällige Aufnahme, sondern ein wahrer Enthusiasmus.» Indessen lebt er mit seinem Sohn und Begleiter Fritz «still und häuslich und sind immer beisammen, wie zusammengewachsene Kirschen». «Dies gibt uns so das Ansehen von guten alten Schweizern, und es ist wahrscheinlich, daß man gerade dieses wegen uns so sehr liebt, denn unser stilles, eingezogenes Leben sticht gar sehr mit den rauschenden frivolen hiesigen Vergnügungen ab.» In Erlangen lebt er «ein liebliches, herziges Leben». «Da die Polizeisachen schon vor meiner Ankunft in Ordnung waren, so konnte ich diesen Morgen herumschwärmen und eine Menge drolliges Zeug zeichnen und schreiben. Diese Art, mich geschwind bekannt zu machen, ist weit sicherer als alle Zeitungsartikel und Anschlagszettel...» So tief ihn die Aufnahme in Frankfurt enttäuscht, so sehr ist er von Ludwigsburg und Stuttgart entzückt. «Zwei Ausstellungen geschahen... vor dem König, der Königlichen Familie und dem ganzen Hof...» Dabei ist der Dichter Matthisson zugegen, mit dem der Berner bald «auf ganz vertrautem Fuße» lebt.
Es ist mittlerweile Juni geworden, und mächtig ergreift den Wanderer nach so langer Abwesenheit das Heimweh. Diese Stimmung und die Modegunst, deren damals unser Land genoß, kennzeichnet der zweitletzte, vom 23. Juni 1816 aus Stuttgart datierte Brief, in welchem König seinen Besuch in der «Schweizerei» in Monrepos erzählt.
«Gestern passierte ich einen sehr angenehmen Tag. Früher schon hatte ich dem Karle in der Schweizerei in Monrepos versprochen, ihn daselbst zu besuchen... Karle, seine Frau und sein Sohn hatten eine herzliche Freude, er zog sich recht hübsch schweizerisch an, führte mich unter sein prächtiges Vieh, in die Käsekeller und sonst überall herum; einige Schweizer hatten mich begleitet und somit wurden wir denn alle recht köstlich mit Milch, fetter Nidle, Ziger und Käse vorerst bewirtet; mittlerweile hatte Frau Karle geküchlet; ein vortrefflicher Wein begleitete die Küchlein und genossen wir ein herrliches Kafféli, das erste, das ich seit langer Zeit mit guter Nidle und rein genoß. Alle Geschirre in den Kellern und in der Küche, sowie auch die Mobilien in den Zimmern, sind schweizerisch. Du kannst dir's vorstellen, wie vergnügt ich da war... ... Gestern noch glaubte ich, daß diese liebliche Spaziergang mich etwas von meinem Heimweh erlösen werde; heute aber verspüre ich das Gegenteil, es hat dies gewaltig zugenommen und ich fühle deutlich, daß mich nichts davon befreien kann, als die Heimat selbsten, die ich hoffentlich bald wieder sehen werde...»
Im November 1819 ist König zur zweiten Deutschlandreise unterwegs, die ihn von Aarau und Basel über Freiburg im Breisgau, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Frankfurt, Bamberg und Koburg nach Weimar führt.
Auch dieses Unternehmen läßt sich höchst vergnüglich und erfolgversprechend an. Ein Abstecher nach Lenzburg hat bei vollgepfropftem Saal einen so schönen Tagesgewinnst gebracht, daß der Maler daraus gleich «eine Kiste mit Kerzen» nach Hause senden kann. In Basel sieht er Marquard Wocher, den einstigen Lehrer, und einen behaglichen Freundeskreis; er speist «Schnepfen, Lachs und Rebhühner» und trinkt «Wein von anno 1728». Aus Freiburg meldet er: «Eben habe ich mit Jemand einen Akkord für 120 kleinere Oelgemälde abgeschlossen, jedes à 6 Louis d'or, fl. 3000 liegen dafür schon in Bern.» Bald aber schlägt seine Laune um. Horrende Abgaben, «Prellereien der Wirte und Eingangsgebühren» vereiteln den Besuch in Straßburg. In





Karlsruhe ist «auf der einen Seite großer Geldmangel und auf der andern das widerliche Theater, das uns viel Geld und Zeit raubt». «Die leidigen Zeitungen schaden uns auch sehr durch ihr fortwährendes Gerühmsel, so daß man, wo es nur sein kann, die Krallen einhängt um zu ziehen. So müssen wir hier (in Mannheim) auch beträchtlich für den kleinen Theatersaal zahlen.» Dazu tritt um Weihnachten der Rhein über die Ufer, der Neckar überschwemmt das Land. «Wir verließen Mannheim gerade zur rechten Zeit, denn Sündflut taugen nicht in unsern Kram.» In Heidelberg fürchtet er sich «sehr vor tumultuarischen Auftritten der Studenten, weswegen im Anfang auch wenige Frauenzimmer kamen». Frankfurt mutet ihn diesmal freundlicher an. In seiner Anzeige im «Intelligenzblatt der freien Stadt Frankfurt» weist er ausdrücklich darauf hin, daß er nun auch seinerseits besser für die Vorführungen gerüstet sei: «Alles Fehlerhafte der frühern Einrichtung ist nun beseitigt, und für den Anstand ist so gesorgt, daß die Vorstellungen auch vorzüglich von Frauenzimmern besucht werden können...» In Bamberg macht ihn die Konkurrenz des Theaters neuerdings ärgerlich: «Wir müssen die großen Städte gewinnen, das sehe ich nun deutlich, in den Kröten-Nestern hat man immer mit den fatalen Theatern zu schaffen.» Da konnte es denn geschehen, daß der Berner, «grob wie ein Guggisberger», seinem Zorn Luft machte. In allen Widerwärtigkeiten bewahrt König trotz allem Humor: «Unsere Reise von Koburg nach Gotha war eine der drolligsten; ergiebig konnte sie nie sein, doch geht es noch ordentlich an. Aber Spässe haben wir zu tausenden gesehen, besonders da wir die ganze Zeit über bloß mit Höfchen zu tun hatten. Der Fürst von Gotha ist ein ganz possierlicher Köbi, indessen hat er schön bezahlt und mir gutes Blut gemacht, denn ich hatte schwerlich je so viel gelacht...»

Transparente:

1 Rigi

2 Bern, Plattform mit Münster

3 Der Grindelwaldgletscher

4 «Gegenüber dem Reichenbachfall»

5 Fribourg, Costume allemand

6 Die Zugerin

7 Fribourger Kuhhirt

8 Das Seifenblasen



5



6



7



8

Der Hof von Weimar freilich, mit dessen Besuch die Reihe der Briefe von dieser zweiten Deutschlandreise schließt, bot einen ganz andern Anblick: «An dem hiesigen Hofe sieht nun alles ganz anders aus, als bei den frühern kleinen. Die fürstlichen Gebäude, Garten, Anlagen und alles zeugt von hohem Kunstsinn ...» «Ich kann dir nicht genug sagen, wie lieb mir der Aufenthalt in Weimar geworden ist. Nicht nur haben wir gute Geschäfte da gemacht, sondern auch die wichtigsten Bekanntschaften; und man hat mir in allen Hinsichten so viel Freundschaften, Achtung und Liebe erwiesen, wie ich solches nie zu verdienen glaubte... Goethe habe ich eine eigene Vorstellung gegeben, da er nicht wohl ist und das Geschwärm nicht vertragen kann. Er war ungemein wohl zufrieden; es kann dies für die Zukunft von großen Folgen sein...»
Der Weimarer Besuch und die ausführliche Rezension, die Goethe in «Kunst und Altertum» (drittes Heft des zweiten Bandes) erscheinen ließ, gab zur dritten Auslandreise Königs Anlaß, zur Fahrt nach Paris, die sich zu einem mehr als ein Jahr dauernden Aufenthalt ausweitete.
Wie sich dem Berner, der 1798 und das napoleonische Zeitalter noch in bitterer Erinnerung trug, die französische Haupt- und Weltstadt darstellt, mögen zum Schluß einige Stellen aus den Pariser Briefen der Jahre 1821 und 1822 illustrieren:

«Paris, 4. Jenner 1821
... Es war höchst interessant, Abends zwischen Tag und Nacht in Paris einzufahren; wir hatten 1½ Stunden von der Barrière bis zu unserm Hotel, auf diese Art sahen wir die Kramläden der Vorstadt St. Honoré erleuchtet, welches ein sehr schöner Anblick war. Neben unserm Wagen schnurrten die Fiacres, Cabriolets etc. rechts und links zu Hunderten hin und her und bald stak alles in den engen Straßen in und unter einander, so daß das Chaos wie ein Knäuel auseinandergelöst werden mußte, wobei die Fuhrleute der ungeheuren zweirädrigen Karren einen Schandspektakel machten. Mitten durch dieses Gedränge huschten Herren, Damen, Kinder, Mägde, Affen- und Hundeführer pfeilschnell wie Aele hindurch; alles schwätzt, brüllt oder flucht zum toll werden ...
Den 12.
... Unsere Sache rückt immer weiter vor, aber mit Mühe, denn Paris ist nicht eine Stadt, sondern eine Welt ...
13. Januar
... Es ist schmählich, wie der Sonntag hier profaniert wird... es ärgerte mich gewaltig. Ueberhaupt gefällt mir Paris bis dato gar nicht.... ein immerwährendes Treiben und Jagen, entweder nach Gold oder nach Genuß; dann wieder eine Menge, denen man die Langeweile dick auf den Gesichtern bemerkt.
27. Januar
Nun wieder ein Wörtchen über Paris. — Ich kann dir nicht genug sagen, wie schön und liebevoll ich hier behandelt werde, und es ist eine ganz zuverlässige Sache, daß der Ton und die Behandlungsart unter und bei den Großen unnachahmlich ist. Wo würde man z. B. einem Künstler, den man für seine Leistungen bezahlt, reichlich bezahlt, noch einen Dankbesuch von Seiten der ganzen Gesellschaft machen? dies geschah mir bei jeder Gelegenheit... Dazu habe ich manche bestellte Arbeiten, so daß ich, sind wir einmal eingerichtet, meine Zeit mit Nutzen verwenden kann ... Was mir aber immer und ewig auf jedem Spaziergang alle Freude verbittert, sind die leider allzu häufigen Denkmäler des Vandalismus jener schreckensvollen Zeit, die wie böse Geister den Bessern bei jedem Tritte verfolgen ...
7. April
Trianon. Abscheu! Aerger! und endlich eine Wehmut ohne Gleichen ergriff mich, als ich alle diese Schöpfungen des Uebermuts und der Tollheit übersehen hatte. Alles in der Welt hat seine Grenzen, nur dies hier nicht ... Der schrecklichste Gedanke bei diesem allem ist der, daß ohne dies Versailles und Trianon wir vermutlich itzt nur gar nicht wissen würden, was das Wort Revolution ist. Da liegt der Stoff jener Pflanze, die nun die ganze Welt verzehrt; der ganze Revolutionskrieg im vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen (denn es ist noch nicht aus) hat keinen andern eigentlichen Urgrund, als Versailles und Trianon! ...
24. April
... Den kleinen Bordeau (den Kronprinzen) habe ich auch gesehen; er sieht aus wie jedes andere Christenkind, wenn es gleichwohl nächste Woche den Staat zwei Millionen kostet. Seine Wagle, sein Kinderwägeli und sein anderes Bett sind doch wirklich prächtig; das Wägeli ist ein Diminutiv eines gewöhnlichen großen Coupé, aber kostbar vergoldet.
... Auch die königliche Kutsche, die den alten Köbi (Ludwig XVIII.) am Festtag nach Notre-Dame hinkutschieren soll, habe ich sehen können; sie strotzt von Gold, Firnis und Malereien.
... Dies Alles ist schön und gut; aber das Herz im Leibe blutete mir, als ich bei dieser Gelegenheit mich von der Angst und Furchtsamkeit überzeugte, die hier den höchsten Gipfel erreicht. Welche Menge von Wachen ... Lieber an den ersten Baum hinauf als so ein Leben treiben, wenigstens für mich!
21. Mai
... Schwerlich ... werde ich Künstlerbesuche machen, denn ich kann die Kerls nicht leiden; wo man nur hinhört, so sind sie verachtet wegen ihrem Stolz, Eigendünkel, Verschwendung, Liederlichkeit etc., und da am Ende nicht halb so viel hinter ihnen ist, wie man macht, so sehe auch nicht ein, daß da vieles zu erlernen ist, welches der einzige Grund wäre, mit ihnen Bekanntschaft zu machen... Sonst sind meine Gedanken immer bei Hause, und ich ziehe Parallelen, die nicht am günstigsten sind. So sitze ich oft vor meiner Bauernhütte, im Schatten hoher Apfelbäume, meine Mappe auf der Schoos, und neben mir meine liebe Gattin oder ein liebes Kind, das meine kleinen Bequemlichkeiten besorgt; mit fröhlichem Gemüte entwerfe ich die Hütte oder den Bienenstand, Handbrunnen etc. und kein Fürst ist glücklicher als ich. — Statt dieser lieblichen Augenblicke sehe ich hier nur widrige, geschmacklose und ekelhafte Gegenstände, fühle Qualen statt reiner Luft; muß immer nachsehen, ob Hut, Handschuhe, Taschentuch, Regenschirm in Sicherheit sind ...
24. Oktober
... Wieder glücklich werde ich mich befinden, sei es wo es will, insofern ich nicht mehr in Paris bin, wo ich keinen einzigen Augenblick mich gemütlich fühlte, und wohin ich alles brachte, was nach den gewöhnlichen Ansichten zum Glück führen sollte, nur Charlatanismus fehlte dazu und ohne ihn ist hier alles eitel Nebel ...
15. Jenner 1822, Pontarlier
Wir befinden uns hier seit zwei Tagen — eingeschneit — lustig! Sobald immer das Wetter oder der Schnee es erlaubt, so brechen wir aus dem einfältigen Nest auf, und — ich weiß nicht, ist es Ahnung, vielleicht bloß Hoffnung, aber ich meine immer, wenn wir des lieben Vaterlandes Boden betreten, dann mein Mißgeschick sich trollt!
Locle, 27 Janvier
... und somit wäre dann diese große Prüfungsreise gottlob beendigt.»

Franz Bächlin

Alle Transparente befinden sich im Berner Kunstmuseum

DIE NEUGESTALTUNG UNSERER KURORTE

EIN BEITRAG ZUR HOTELSANIERUNG

«Es wird einem jeden dazu Befähigten freigestellt, ein entsprechendes Wirtschaftsgebäude bei der berühmten Stahlquelle in St. Moritz als Eigentum zu erbauen und für sich zu benützen, wozu ihm die Gemeinde den Boden gratis sowie auch Bauholz im gleichen Verhältnis, wie sie es der Aktiengesellschaft gegeben, verabfolgen läßt». So stand im Jahre 1840 in einem Inserat in der «Churer Zeitung» zu lesen. Wie viele meldeten sich darauf hin? Natürlich niemand. Keiner wollte sich Land und Bauholz schenken lassen, keiner sah damals die gewaltige Entwicklung voraus, die in wenigen Jahrzehnten das kleine Bergdorf zum weltberühmten Kurort wandelte.

Das «Rößli», der «Adler» und der «Löwen» boten dort noch vor hundert Jahren als einzige Gaststätten dem Fremden Obdach. Von Maloja bis nach Zuoz zählte man um die Jahrhundertmitte nur 79 Gastbetten — vor Ausbruch dieses Krieges hingegen 12240. Wer hätte auch diesen gewaltigen Aufschwung der schweizerischen Hotellerie von den bescheidensten Anfängen zu einem Wirtschaftszweig ahnen können, der von größter Bedeutung für das materielle Wohlergehen unseres ganzen Volkes werden sollte? Gewiß hatte man damals schon die Schönheit der Alpenwelt zu entdecken begonnen und seit einigen Jahren die wachsende Anziehungskraft des Berner Oberlandes auf die Fremden festgestellt. Die Pfarrhäuser von Lauterbrunnen und Grindelwald waren für «Fremde, Mylords und Grafen» eingerichtet und erfreuten sich des Besuches europäischer Fürstlichkeiten. Die Anschauung des 18. Jahrhunderts, daß das Gebirge «scheußlich» und das Hügelland «betrübt, öde und einförmig» sei, war einer Begeisterung für die Alpen gewichen. Aber wie bald die fremden Gäste die Gestade des Genfersees und das liebliche Tessin, die Berge Bündens, das Wallis und das Bernbiet bevölkern würden, war nicht vorauszusehen.

Es gibt Zeiten, da der Franken, leicht verdient, rasch die Hand wechselt. Wagemut und Unternehmungslust sind wach, das «freie Spiel der Kräfte» triumphiert. Solche Jahre der Hochkonjunktur entfesselten ein wildes Drauflosbauen. Ohne Rücksicht auf Eignung und Ausbildung des Hoteliers und ohne nach kaufmännischen Erwägungen, nach den Bedürfnissen der Gäste und den Notwendigkeiten der Allgemeinheit zu fragen, wurden mehr Gasthöfe, Hotels und Pensionen an Fremdenorten erstellt — und wie manchesmal einzig in der spekulativen Absicht, raschen gewinnreichen Weiterverkaufs —, als selbst in günstigen Jahren wirtschaftlich zu führen möglich war. Da setzte man rücksichtslos dem Konkurrenten einen Neubau vor die Nase, dort verschandelte man durch eine Monstrekiste das Landschaftsbild oder führte, ohne das Ruhebedürfnis des Gastes zu berücksichtigen, die lärmende Straßenbahn vor den Fenstern der Hotelzimmer vorbei. Und jeder Baulustige wurstelte auf eigene Faust drauflos, zerstörte die Harmonie der Natur, verunstaltete herrliche Aussichtspunkte, verschleuderte wirtschaftliche Werte — und dann ruft er, wenn das Pendel der Konjunktur umschlägt, nach der Hilfe des Staates.

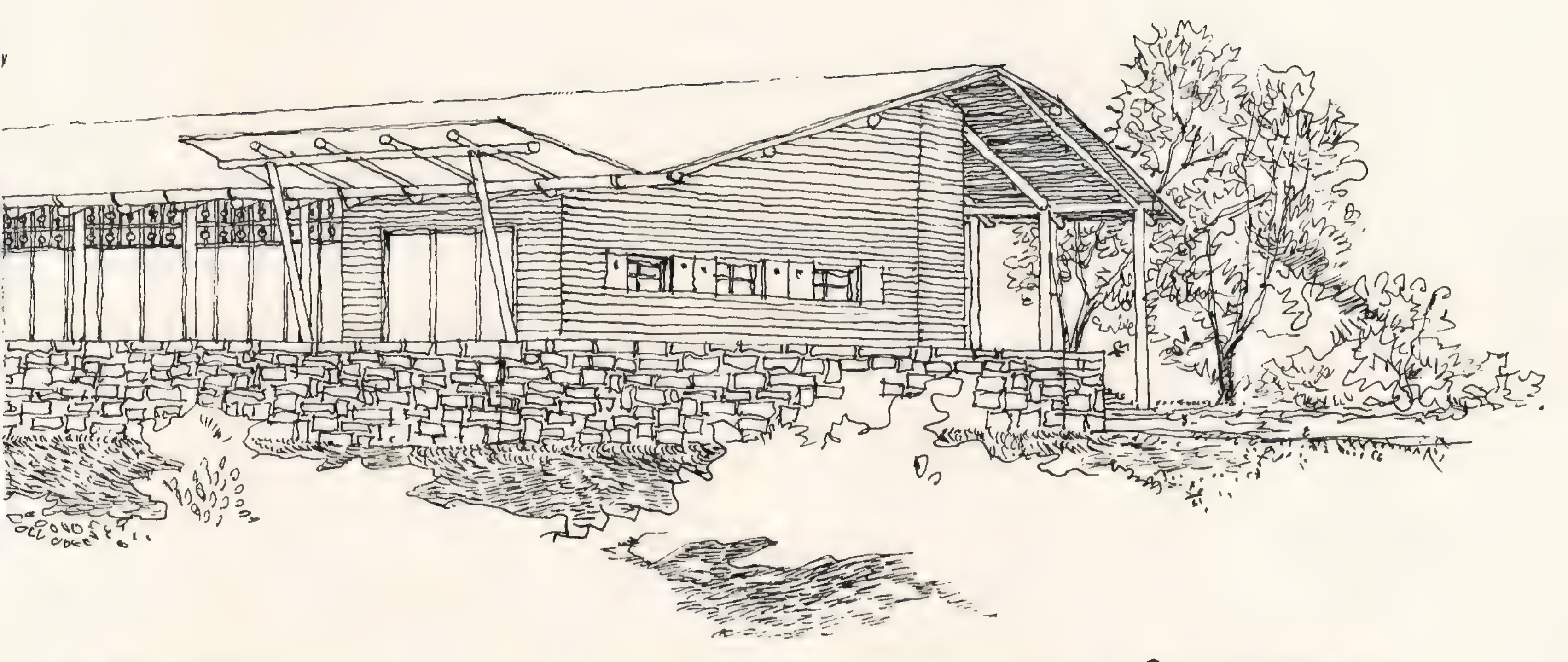
Lehrgeld ist genug bezahlt. Man hat sich überbaut und drei Jahrzehnte dafür gebüßt. Denn seit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges verzeichnet die schweizerische Hotellerie nur wenige gute Jahre. Jetzt sollen die chronisch leidenden Kurorte selber einer Verjüngungskur unterzogen werden. Die Söhne möchten die Sünden ihrer Väter tilgen und alte Fehler gutmachen. Zwar kann man das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen, aber doch die Verhältnisse eines Ortes gesamthaft einer genauen Prüfung unterziehen. Man kann statt von der Perspektive des einzelnen Hoteliers ausgehend, die Situation von der überlegeneren Warte des ganzen Kurortes prüfen, um dann die Richtlinien für die kommende Entwicklung festzulegen versuchen, die Umleitung von Verkehrslinien und Straßen, die Anlage von Plätzen, von Spazierwegen und Grünflächen, von Sportanlagen und Badeeinrichtungen. Durch Abbruch störender Bauten kann vielleicht die Aussicht und dadurch der Wert eines Hotels gehoben, durch Abstockung oder Dachumgestaltung das Gesamtbild eines Ortes ruhiger geformt werden.

Doch der überstürzten Bauperiode von einst darf keine ebenso kopflose, hastige Reformepoche folgen. Im Auftrag des eidgenössischen Amtes für Verkehr ist seit dem Jahre 1941 unter der Leitung von Nationalrat Dr. h. c. Armin Meili eine Architektengemeinschaft mit eingehendem Studium der baulichen Sanierung von Hotels und Kurorten beschäftigt. Zuerst wurden Gestaltungsprogramme für

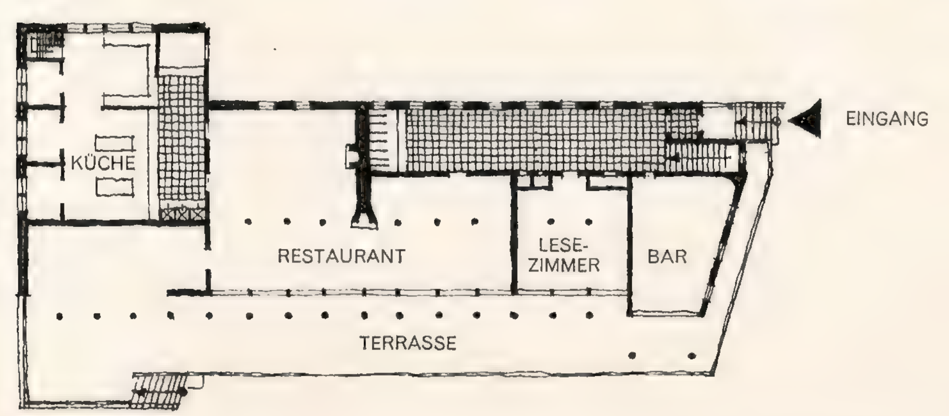


Links: Hotel (5), an dessen Stelle ein Klubhaus projektiert ist.

Unten: Das Klubhaus-Projekt. Es soll auf den Fundamenten des abgerissenen Hotels (5) erstehen; es wird im Gesamtbild der Siedlung eine viel unauffälligere Rolle als sein Vorgänger spielen, ist nicht hoch aufgeführt, sondern breit hingelagert. Es stellt einen neuartigen Versuch dar, den flüchtigeren, den weniger seßhaften Gästen, Wanderern, Skifahrern, Touristen aller Art, Sportleuten einen Aufenthaltsort zu bieten, der weniger Konvention verlangt, als das große Hotel sie immer verlangen wird.



1942 Egender, Arch. BSA.



GRUNDRISS ERDGESCHOSS


2
4
5
6

1

St. Moritz-Bad, wie es heute aussieht. Wir stehen auf der westlichen Talseite, rechts talaufwärts liegt Maloja, St. Moritz-Dorf ist zur Linken zu denken. Dieses flache Talstück war, ganz abgesehen von den Quellen und allen gesundheitlichen Vorzügen des Klimas, an und für sich ein großartiger Bauplatz. Die Hotelerbauer haben ihn nicht als Baukünstler zu nützen verstanden. Man stellte Stück um Stück ohne Sinn für die Gestaltung des Ganzen hin. Die veränderten Zeiten lassen uns kritisch auf so ein Ortsgebilde schauen. Die Kurortplanung versucht die schlimmsten Bauvergehen zu beheben. Die Hotels (5) und (4) sollen fallen, der Siedlungskern soll Raum und Weite bekommen; mit gutem Grund wird die Grünbepflanzung vor dem Hotel (1) belassen, ihr Baumbestand ist das Ergebnis eines vierzig- bis fünfzigjährigen Wachstums. Ein Klubhaus (siehe Rückseite), angepaßt den veränderten Bedürfnissen der zeitgenössischen Hotelbesucherschaft, wird auf den Fundamenten des abgerissenen Hotels (5) sich erheben.

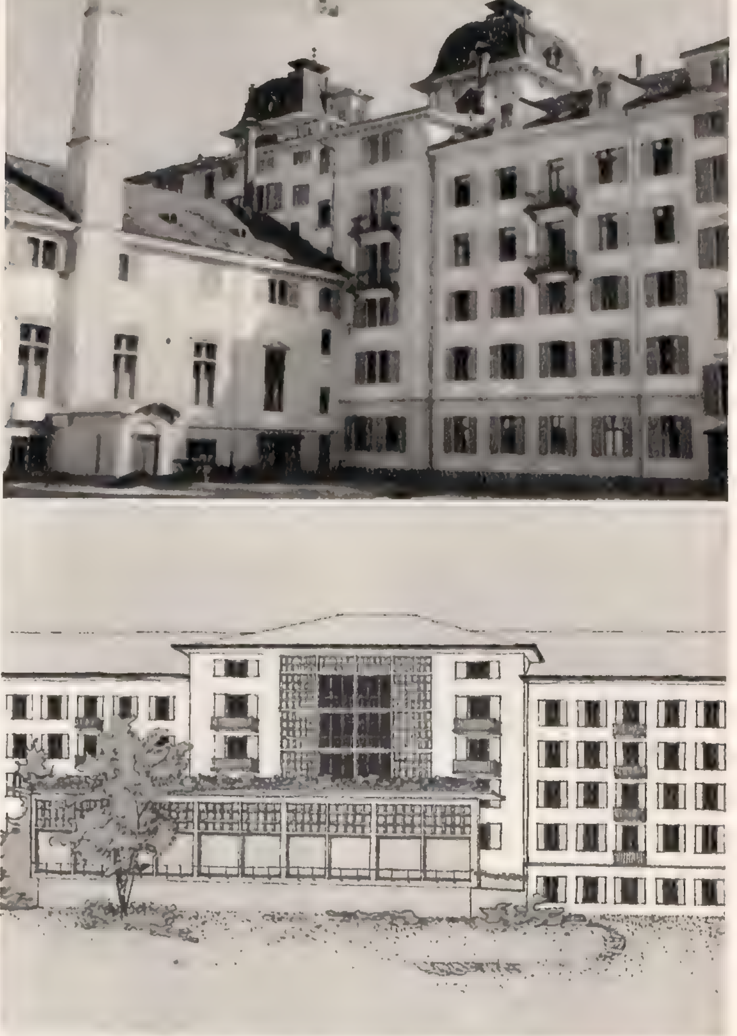
Photo Albert Steiner, St. Moritz. Nr. 6015. BRB. 3. Okt. 1939

zehn Orte der ersten Etappe, für St. Moritz, Pontresina, Luzern, Engelberg und Interlaken, für Wengen, Genf, Montreux, Zermatt und Lugano ausgearbeitet, und gegenwärtig wird die Prüfung der Verhältnisse 23 weiterer Orte in Angriff genommen, woraus sich die Richtlinien für eine großzügige Planung ergeben werden.

Das braucht Zeit, das braucht Geld, und in weitherziger Weise wird der Bund zur Verjüngung unserer Kurorte beitragen müssen. Es ist aber nicht jedermanns Sache, auf Staatshilfe zu warten. Wer zahlt, befiehlt, und wenn der Bund die Hand gefüllt mit Gold reicht, wird er mit Fug ein gewichtiges Wort in die Waagschale werfen wollen. In St. Moritz haben sich Private zusammengeschlossen, um selber die Sanierung von St. Moritz-Bad anzupacken. Sie wollen auf Bundessubventionen verzichten, nicht unbedingt erforderliche, jedoch aus ästhetischen Gründen wünschbare bauliche Veränderungen zurückstellen und nur jene Umbauten vornehmen, die betriebstechnisch unbedingt notwendig sind, damit schon möglichst bald nach dem Kriege der auf internationales Publikum angewiesene Kurort sich seine Weltgeltung zurückerobern kann. Das Projekt widmet ganz besondere Sorgfalt dem Ausbau der beiden Bäder: des Gemeinde- und des Stahlbades, den Anlagen und Sportplätzen und einem Klubgebäude, um für den Gast alles möglichst gesundheitsfördernd und harmonisch zu gestalten.

Unsere Fremdenorte rüsten zum Existenzkampf für die Nachkriegszeit. Der Wille zur Selbstbehauptung ist lebendig. Noch schöner, noch heimeliger, noch behaglicher soll sich der Gast bei uns fühlen. Was in unserer Kraft liegt, muß heute in Angriff genommen werden, ohne der Illusion zu verfallen, damit die goldenen Zeiten ein für allemal sicherzustellen. Hemmnisse politischer und wirtschaftlicher Natur kann die vorbildlichste Kurortsanierung nicht beseitigen, weder Ausreiseverbote fremder Staaten noch Devisenbewirtschaftung und Währungsmaßnahmen oder gar die Verarmung ganzer Völker. Kampf wird das Los der Hotellerie auch in Friedenszeiten bleiben, unentwegtes Ringen um Selbstbehauptung und Verjüngung und Verbesserung.

F. HEBERLEIN



Südseite eines großen Hotels mit schöner Aussicht (heutiger Zustand)



Versuch einer Neugestaltung des gleichen Hotels im Rahmen der Hotelsanierung


SCHWEIZERHOF

CÉSAR CAPÉRAN, DER DENKER VOM CAFÉ VACHETTE

VON LOUIS CODET

Ich lernte ihn in meiner Studentenzeit im Café Vachette kennen.

Man muß sich einen großen, prächtigen Kerl vorstellen, von etwa zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahren. Er strotzte vor Gesundheit, hatte einen kleinen Schmerbauch, volle Wangen, tiefschwarze Augen und ein Kinn, das ein wenig an Napoleon erinnerte. Immer frisch rasiert und sauber, trug er stets einen breiten schwarzen Filzhut und einen weiten schwarzen Anzug, der ihm ein würdiges Aussehen verlieh.

Er pflegte, den ganzen Abend, unweit des Winkels, in dem wir unseren Poker spielten, zu sitzen und schweigend seine Pfeife zu rauchen. Durch sein majestätisches Aeußeres war er mir aufgefallen. Man hätte ihn für einen Tragöden oder eher noch für einen geheimnisvollen venezianischen Mönch halten können.

Eines Abends stellte ihn einer von uns vor, und er setzte sich an unseren Tisch. Ich erinnere mich noch, daß damals mit dem Poker früh aufgehört wurde und daß sich eine philosophische Diskussion entspann. Ich fragte César Capéran, den Neuankömmling, nach seiner Meinung. Er sah mich an, löste langsam die Lippen von seiner langen Pfeife, legte eine Hand auf meinen Schenkel und sagte: «Ich, mein Freund, ich diskutiere niemals. Ich bin bloß ein Mensch, der nachdenkt.»

Auf diese mit schöner Baritonstimme vorgetragene Erklärung lächelte ich — wir alle lächelten. Aber César Capéran war schon wieder in sich versunken, und neue Rauchwolken umhüllten ihn.

Dennoch gehörte Capéran von diesem Tage an zu unserer Kaffeerunde: das heißt, er saß auf der Bank neben uns; denn an unseren Spielen nahm er niemals teil. Nie sah ich ihn eine Karte anrühren; er las auch keine Zeitungen; er tat nichts dergleichen; er rauchte.

Er war wirklich ein sonderbarer Kerl. Wenn es ab und zu einmal vorkam, daß er seine Meinung äußerte, so drückte er sich ganz knapp, zusammenfassend, aus. Wenn wir zum Beispiel die Vorzüge irgendeines Malers oder Schriftstellers rühmten, so konnte er sagen: «Das ist französische Kunst! Das entspricht der Tradition!» Oder, ablehnend: «Das entspricht nicht der Tradition!» Wenn es zum Zahlen kam, zog er aus der Hosentasche ein Fünffrankenstück, das er «Taler» nannte, und stieß mit mir an: «Es lebe das alte Spiel Kopf oder Adler!»

Wir alle werden schon festgestellt haben, daß schweigsame Leute uns nie gleichgültig lassen. Man muß sich über einen schweigsamen Menschen unbedingt ein Urteil bilden. Entweder sagt man sich: «Das ist ein Dummkopf!» oder: «Das ist ein sehr bedeutender, tiefer Mensch, ein Künstler, ein Gelehrter . . .!» Ich glaube, daß wir dem letzteren zuneigten; Capéran imponierte uns wirklich.

Gewiß, man machte sich manchmal über ihn lustig; man nannte ihn «Den Denker» oder «Den schweigsamen Gascogner». Den zweiten Namen, der ihn sehr gut kennzeichnete, hatte ein Student aus der Normandie aufgebracht, der zu unserer Bande gestoßen war. Aber nie war einer unseren Scherzen gegenüber unempfindlicher und erhabener als Capéran. Selbst Poupoun verschwendete an ihm seine Pfeile.

Poupoun nannten wir einen kleinen Jusstudenten, schwarz wie ein Maulwurf, mit Zwicker und Spitzbart; es war ein Südländer wie Capéran, aber von jenem mageren, jähzornigen Typus, der gestikuliert, explodiert und jeden Augenblick auf den Nächsten losgeht.

«Würde unser vaterländischer Denker, Seine Majestät Capéran der Erste, uns, anstatt in seine Pfeife hineinzuprusten, die Ehre geben, zu erklären, was er unter Tradition versteht?» rief ihm Poupoun zu.

Mit seiner mächtigen, edlen und tiefen Predigerstimme antwortete ihm Capéran ganz sanft: «Ich habe dir nicht zugehört, lieber Freund, ich habe von den schönen Mädchen geträumt, die es bei uns zu Hause gibt . . .»

Poupoun zuckte die Achseln, mußte selbst lachen und ging dann wieder zum Angriff über. Es war wie der Kampf des Jaguars mit dem Elefanten.

Die spannendsten Kämpfe lieferten sie sich in den Fragen der Religion. Damals stand in der Kammer die Trennung von Kirche und Staat zur Diskussion, auch wir sprachen manchmal darüber; Poupoun war unter uns der ärgste Antiklerikale, der wildeste Pfaffenfresser. Durch einen Zufall erfuhren wir, daß Capéran regelmäßig in die Kirche ging. Jemand hatte ihn während eines Gottesdienstes in Notre-Dame gesehen. Man kann sich gar nicht vorstellen, was das Poupoun für eine Freude machte und wie oft er ihn nun allabendlich einen Pfaffenknecht, einen Heuchler, ein Mönchlein, ein Jesuitenknäblein, einen Weihwedelritter nannte.

Einer von Poupouns Scherzen bestand darin, Capérans Kleider zu beschnüffeln: «Du riechst nach ranzigem Weihwasser, mein armer Denker! Geh schnell zum Barbier und laß dich mit Parfüm begießen, damit du den muffigen Sakristeigeruch loswirst.»

Ganz sanft antwortete Capéran: «Nimm zur Kenntnis, lieber Freund, daß ich ungläubig bin! Und dennoch werde ich mein ganzes Leben lang in die Messe und zur Vesper gehen, um den wunderbaren Gebräuchen der römischen Kirche die Ehre zu erweisen.»

«Nur immer zu, Capéran», eiferten wir im Chor, «verteidige dich! Zerschmettere ihn!»

«Und wenn ihr niemals», ließ sich Capéran wieder vernehmen, «wenn ihr niemals dem Hochamt in Notre-Dame beigewohnt habt, dann seid ihr, glaube ich, auch nicht würdig, Bossuet zu lesen!»

Eines Tages sagte mir Capéran, daß seine Familie aus Pibrac stamme und daß er unweit davon in einem Bauernhause geboren sei. «Was, Pibrac?» rief ich da aus, «das muß ich doch kennen? Aber ja, bestimmt! Pibrac, an der Bahn Toulouse—Auch, da unten, wo es so heiß ist! — Dort weilte ich zufällig an einem Fronleichnamstag; ein würdiger Bischof predigte von einer Freikanzel aus, während deine Landsleute unter den Platanen ihre Schutzheilige, ich glaube die heilige Germaine, anriefen. — Dort habe ich auch das entzückende kleine Schloß besucht, mit den vier alten Ziegeltürmen und den Dächern aus rosa Schiefer, inmitten des Parks mit den rotgelben Bäumen. Man zeigte mir die hübsche Fayence-Galerie, die Arbeitsstätte von Guy du Faur, Herrn von Pibrac, des Dichters der berühmten Stanzen.»

César Capéran hörte mir schweigend zu; plötzlich erhob er sich und setzte

In Erwartung der Gäste. Photo Gotthard Schuh

seinen breiten Filzhut auf. Ich bemerkte jetzt, daß er blaß geworden war und daß Wasser in seinen Augen stand.

«Poet», sagte er in feierlichem Ton, «Poet, ich werde meinen Wein mit dir trinken; denn du hast meine Heimat gesehen und ihre Schönheit gefühlt!»

Und gleich nahm er mich mit in sein Zimmer...

Capéran war mir in einem engen, dunklen Gang vorangeschritten; dann stiegen wir, einer hinter dem andern, eine Wendeltreppe empor, deren steinerne Stufen schon ganz ausgehöhlt waren. So erreichten wir sein Zimmer. Es war eine große Mansarde, die das Licht von einem der Balkonfenster empfing. Als ich eintrat, war ich gerührt, aber nicht mehr von dem poetischen alten Haus, sondern von der Aermlichkeit dieser Heimstatt.

Auf den kahlen Fliesen standen nur ein Tisch, drei elende Stühle, ein kleiner messingbeschlagener Koffer, wie ihn die Geistlichen in der Provinz haben, und ein Eisenbett, das mit einer ganz kleinen grünen, zerknitterten Daunendecke belegt war. Man konnte sich keine bescheidenere Einrichtung vorstellen.

Er warf seinen breiten Hut auf die Decke, die sich noch mehr zusammenkrümmte; dann machte er das Fenster auf und wandte sich zu mir: «Ich habe in diesem Haus gemietet, weil über der Tür ein Gott ist, der auf einem Weinfaß reitet, und ich bin hier geblieben, weil ich, sooft ich auf den Balkon trete, da unten Diderot sehe!»

Tatsächlich konnte ich, als ich mich vom Balkon beugte, zwischen den Kastanienbäumen am Boulevard die bekannte Statue Diderots entdecken: Diderot, in kurzen Hosen, auf einem bronzenen Lehnstuhl sitzend, die Feder in der Hand, gespannt vor sich hin blickend.

Man muß hier festhalten, daß Diderot einer der vier großen Männer Capérans war: «Pascal und Diderot; Poussin und Bossuet!» pflegte er zu verkünden. Das war sein Credo, seine höchste Weisheit, die er selbstredend nur zu verkünden und nicht weiter zu erläutern pflegte. Zweifellos war ihm in diesen vier Menschen die ganze Tradition verkörpert.

Ich habe mich oft gefragt, warum er sie zusammenstellte: Wie konnte er Diderot mit Bossuet oder Pascal in Uebereinstimmung bringen; oder versuchte er es vielleicht gar nicht? Und wie kam der Maler Poussin in diese Gesellschaft?... Ich bin niemals darüber aufgeklärt worden.

Inzwischen hatte Capéran einen Wandschrank geöffnet und ihm eine Flasche und zwei Gläser entnommen, die er auf den Tisch stellte. «Setz dich, Freund», sagte er zu mir, «du sollst den Wein aus meiner Heimat trinken, den Wein von Barbazange!»

Es war ein guter, sehr heller Weißwein, würzig wie der feine Wein aus Armagnac. Ich hatte ähnlichen in seiner Heimat an manchem Abend getrunken, wenn ich zur Rast einkehrte und zwischen zwei großen Töpfen rosa Oleanders im hübschen Vorgarten der Herberge saß. Dann rollten leichte, mit Bänken versehene Wägelchen vom Markte heim, die Rüstern an der Landstraße waren verstaubt.

Wir stießen an; nun war unsere Freundschaft besiegelt. Von da an kam ich mindestens einmal wöchentlich in sein Zimmer und trank ein Glas Weißwein mit ihm. Beim Eintreten fragte ich ihn immer ganz ernsthaft: «Arbeitest du nicht, Capéran?» Er antwortete nicht weniger ernst: «Nein, junger Mann, ich arbeite nicht.»

Er pflegte, mich «Freund!» oder «Poet!» oder «Junger Mann!» zu rufen. Dieser letzte Name schien mir besonders merkwürdig, waren wir doch gleich alt.

Dann ließ man sich nieder, plauderte friedlich und leerte die Flasche.

Unsere Gespräche drehten sich immer um die Gascogne: um den Fischfang, die Jagd, die Landessitten, die Küche. Er beschrieb mir sein kleines Gut in Barbazange so zärtlich und genau, daß ich darin bald ebenso gut Bescheid wußte wie in meines Vaters Garten. Ich sah die große Traubenpresse, kannte jeden Baum: hier war der Ahorn und dort der Sperberbaum, auf den die Truthennen flogen. Wenn man nur ein wenig hinter dem kleinen Gehölz emporsteigt, wird der Glockenturm von Saint-Mauléon sichtbar. Die beiden besten Kühe heißen Roussotte und Célestine.

Capéran lebte in Paris tatsächlich von dem kleinen Einkommen, das er aus Barbazange beziehen konnte. «Ich trinke nicht nur meinen Wein, Poet», sagte er ganz fröhlich. Und je nach der Jahreszeit fügte er hinzu: «Ich trinke meine Aepfel, mein Getreide, meine Hühner, die ich vorige Woche so schlecht verkauft habe!»

Manchmal erzählte er mir auch Bauernlegenden, jene tollen Geschichten, die sich die alten Mägde erzählen, wenn sie am Abend den Mais ausklauben.

Aber Capérans Höchstes war die Küche! Capéran rühmte sich, ein guter Fischer, ein guter Jäger, ein guter Winzer zu sein; aber vor allem war er Koch! Er beschrieb mir lebendig — und mit welchem feinschmeckerischen Ernst! — alle Rezepte, die sich überhaupt nur träumen lassen. Alles wurde in Gänsefett gebraten. Ah, wie oft mußte ich diese Bohnen- und Specksuppe schlürfen, diese Speckbrühe, in die der Löffel gar nicht eindringen wollte! Ah, wie herrlich war der Duft jener Ragouts, die — mit wohlriechenden, in den Weinbergen gepflückten Pflanzen gedünstet — in den großen Backöfen schmorten und verkrusteten. Und mit welch intimstem Behagen — o ihr Götter der Küche! — beschrieb mir Capéran die Gänselebern, die es auf den Märkten seiner Heimat zu kaufen gibt: diese Lebern, «die nicht eine Falte haben: wie eine Wange, eine schöne, pralle Menschenwange!»

Nach ein paar Monaten war mir Capéran der geheimnisvollste aller Menschen geworden. Ich konnte mir einfach nicht erklären, warum dieser biedere Landmann, dieser stolze Gascogner, seine schöne Heimat verlassen hatte, seine Sonne, seine Truthühner, seinen Weinberg, seine Ragouts und Pasteten, um nach Paris zu gehen, wo er so dürftig und traurig lebte, daß man ihn den «Schweigsamen Gascogner» nannte.

Ja, was suchte er eigentlich hier?... Denn er arbeitete nichts, gar nichts, daran war nicht zu zweifeln. Er besuchte keine Schule, ging nie in eine Bibliothek oder in ein Museum, blätterte nie in einer Zeitschrift, ja, ich glaube, daß er nicht einmal ein Tintenfaß in seinem Zimmer hatte.

Auf der Kaminplatte standen ein paar alte Schmöker, kleine angeräucherte Einzelbände, mit dunkelrotem Schnitt und abgestoßenen Ecken, wurmstichig wie alte Breviere. Sah er jemals hinein? Ich weiß es nicht; ich konnte nur feststellen, daß seine Lieblingsautoren darunter waren: es fanden sich da «Les Provinciales» und die «Totenreden» von Bossuet und «Der Brief über die Blinden» von Diderot.

Wenn Capéran auch nicht arbeitete, so gönnte er sich doch ebensowenig ein Vergnügen. Stolz verkündete er, daß er alle Arten von Schaustellungen, die Oper wie die Pferderennen, verachte. Nie nahm er an unseren nächtlichen Bummeleien teil; ernst zog er sich immer vor Mitternacht zurück und ging in seine Mansarde schlafen. Nie sah man ihn mit einer Frau; wenn eine unserer Freundinnen sich ihm näherte und nach ihm angelte, sagte er: «Laß mich in Ruh, Kleine, ich muß diese Nacht träumen!»

Einmal kaufte er einen Fez, einen ganz gewöhnlichen Fez mit schwarzer Quaste. «Ich habe es aus Entgegenkommen getan», vertraute er mir an. Dies war der einzige Tribut, den er den lustigen Gebräuchen des Studentenviertels zollte...

Was zum Teufel hatte mein Freund Capéran in Paris zu suchen? Da ich sehr neugierig veranlagt bin, plagte mich das sehr. Die Erfahrung lehrt, daß es für jedes Verhalten eine Erklärung gibt. Ich entschloß mich, ihn schärfer zu beobachten; vielleicht ließ sich aus seinen gesellschaftlichen Beziehungen das Geheimnis erraten.

Capéran hatte nur wenig Bekannte, aber die waren sehr sonderbar. Er verkehrte nur in zwei Häusern regelmäßig: bei einem gewissen Joachim und bei der Dame in der Rue de la Seine.

Jeden Freitagabend ging Capéran übers Wasser zu Joachim zum Essen; ich erfuhr immer nur diesen Vornamen. Als ich nähere Auskunft zu erlangen suchte, sagte mir Capéran ganz einfach: «Es ist ein Freund aus der Gascogne; ein Dichter aus meiner Heimat.»

Joachim wohnte in der Rue de Clichy. Zwei- oder dreimal habe ich, um mir Bewegung zu machen, Capéran auf seiner Reise nach dem rechten Ufer begleitet. Sobald wir am unteren Ende der Rue de Clichy angelangt waren, blieb Capéran stehen, drückte mir die Hand und verließ mich. — Warum verbarg er mir sowohl den Namen wie das Haus seines Freundes?

Was nun die Dame aus der Rue de la Seine anbelangt, so war sie — dem Reden Capérans nach — eine wirkliche große Dame und unwiderstehlich schön. Auch sie stammte aus dem Süden, «echt Languedoc», wie er mit Stolz betonte. Sie hatte einen märchenhaften Namen, ganz ausgefallen und köstlich: Aurora von Bancalis. Capéran nannte sie gewöhnlich Gräfin Aurora. Er besuchte sie ungefähr alle vierzehn Tage. Da zog er seinen schönsten Anzug an, besprengte sich mit Lavendelwasser und nahm perlgraue Handschuhe. Die Gräfin bewohnte in jener dunklen Straße ein düsteres, weiträumiges Haus. Capéran nahm mich gerne bis zur Schwelle dieses Hauses mit. Er vertraute mir an, daß bei ihr alle Größen des Landes verkehrten; sie selbst sei aber unglaublich einfach. Einmal habe sie ihn empfangen, als sie auf dem Sofa lag, die nackten Füße in schweren Sandalen.

Ganz lyrisch pflegte er zu schwärmen: «Sie ist schön wie Paula von Toulouse, die man zwang, sich jeden Tag vom Balkon aus zu zeigen.»

«Du Narr, du hast da eine feine Verbindung, Capéran. Leugne es nicht: Du bist in sie verliebt?»

«Ja», sagte er mit seiner tiefen Stimme, «ich hege für sie reine Glut; sie ist meine Herrin; ich werde ihr einen Band Gedichte widmen, so, wie Pierre de Ronsard Kassandren.»

Dennoch war ich nicht davon überzeugt, daß es diese Leidenschaft war, die Capéran in Paris gefesselt hielt.

Im folgenden Oktober, nach den Ferien, kehrte Capéran wieder nach Paris zurück, «auf seinen Posten», wie er zu sagen pflegte. Er nahm seine gewohnten Beschäftigungen wieder auf. Am Abend kam er ins Café Vachette und am Sonntag wohnte er in Notre-Dame dem Gottesdienst bei. Einmal wöchentlich ging er zu dem geheimnisvollen Joachim in die Rue de Clichy, und wenn er Madame de Bancalis besuchte, zog er die perlgrauen Handschuhe an.

Ich selbst, ich war sehr froh, den dicken Freund wiederzusehen; nichts war für mich erholsamer als die Besuche bei ihm. Das Gespräch entspannte meinen Geist und stärkte mein Herz; ein Glas vom Wein aus Barbazange führte mich fort, weit fort von Paris und seinem schändlichen Leben.

Aber beim Nahen des Winters, Mitte November, waren in Capérans Dasein allerlei kleine Veränderungen zu bemerken, die nichts Gutes bedeuteten. — Ich fand ihn weniger gepflegt und sauber, seine Kleider waren weniger gut gebürstet; er ersetzte das alte Schuhwerk nicht. Er kürzte alle seine Ausgaben und stopfte seine große Pfeife nur mehr mit ganz leichtem Druck, anstatt den Tabak ordentlich zusammenzupressen, wie er es früher so gerne tat. Auch verlor er seine gute Laune. Man sah ihn fast nie mehr im Café Vachette; kam er dennoch einmal, und der kleine Poupoun kläffte ihn an, so wehrte er sich nur ganz schwach. Er magerte ab. Er schien in der Klemme zu sein, ja fast in der Not. Das mußte ich feststellen; betrübte es mich doch aufrichtig.

Trotz allem bewahrte er seine Würde; ich bot ihm Geld an; er lehnte es ab. Kaum, daß er von Zeit zu Zeit in feierlichem Tone zu mir sagte: «Freund, ich durchlebe die schrecklichste Zeit meines Daseins!» oder: «Poet, mein Martyrium erreicht tatsächlich den Gipfel!»

Eines Tages erschien er noch düsterer. Wir saßen zusammen in einem Café, in dem wir gefrühstückt hatten; es regnete so arg, daß wir mit dem Hinausgehen zögerten. Capéran bestellte sich also noch ein Glas Bier; plötzlich rief er mit einem melancholischen Ausdruck, der sich nicht wiedergeben läßt: «Ich vertrinke mein Haus und mein Feld!»

In dem langen, schrecklichen Winter gab es nur einen Lichtpunkt. — Zweifellos, weil Capéran die Truthennen und Truthähne so zu verherrlichen wußte, zeigten sich ihm die Götter gnädig: eines Tages, mitten im Karneval, erhielt er eine leibhaftige, köstlich aussehende Truthenne, fett wie das Hinterteil eines Prälaten und frisch wie ein blühender Strauch. Irgendeine Kusine, ich glaube aus Lannemezan, hatte ihm dieses unerwartete fürstliche Geschenk gesandt.

Wir entschlossen uns, mit zwei oder drei guten Freunden im Zimmer Capérans ein Gelage zu veranstalten. Er lieferte die Truthenne und den Wein von Barbazange, wir sollten die anderen Speisen und Weine mitbringen.

Die Mahlzeit verlief heiter, es war reichlich zu essen und trinken da. Capéran führte den Vorsitz; ich hatte noch niemals einen Menschen so viel essen und trinken gesehen; ich will mich nicht länger darüber verbreiten, sondern lieber berichten, was sich nachher begab; es gehört zu den drolligsten Abschnitten in Capérans Leben.

Wir stopften uns von acht Uhr abends bis ungefähr Mitternacht den Magen voll, dann gingen wir, um ein wenig die Beine auszutreten, den Boul «Mich» hinunter. Es war ein wunderbarer Fastnachtsabend. Am Himmel funkelten die hellen Sterne, und auf Erden warf man Coriandoli. Auf den dunklen Bäumen schaukelten Schlangen aus farbigem Papier, eine ausgelassene Menge wimmelte auf den Trottoirs: Studenten, Ladenschwengel, Dämchen, und von Zeit zu Zeit auch jene gleichzeitig tragischen und lächerlichen Gestalten, denen man immer in den fröhlichen Pariser Massen begegnet: alte Lumpensammlerinnen, verbissene alte Bürger, Polizisten mit dem Melonenhelm, Zwerge, Bucklige.

Wir wollten noch eine Flasche Champagner trinken und traten in ein Café ein, das von jungen Leuten überfüllt war. Mein Capéran hielt Reden. Und wie er an jenem Abend redete! Wir sahen ihn ganz erstaunt an. Hochaufgerichtet, mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen, machte er prachtvolle Bewegungen; sein schöner Bariton übertönte alle anderen Geräusche: das Lachen, die Musik, den dumpfen Lärm der Menge, und sein Gascogner Dialekt hieb auf die tönenden Worte ein wie ein wildes Kind auf einen alten Kessel.

Plötzlich schwenkte er kühn sein schäumendes Glas, in dem die Champagnerperlen wie rasend hochstiegen, und rief: «Freunde, ich trinke auf das Wohl meiner Mätresse, der Gräfin Aurora de Bancalis, der edelsten Blume, die jemals der Gascogne und dem Languedoc erblühte!» — Man kann sich vorstellen, mit welchem Begeisterungssturm wir antworteten: «Aufs Wohl von Capérans Mätresse! Es lebe die Gascogne! Bravo! Heil und Segen der Gräfin von Bancalis!...»

Während wir so tranken, näherte sich ein kleiner, sehr blasser junger Mann Capéran, berührte seine Schulter und ersuchte ihn, mit ihm einige Minuten allein zu reden. Capéran warf einen Blick auf die blasse Jammergestalt — ein Gesicht mit kurzsichtigen Kugelaugen und zwanzig weißlichen Barthaaren — und sagte dann, daß man ruhig vor seinen Freunden sprechen könne. — Der andere drang in ihn, aber Capéran hielt stand. Nun erklärte der kleine Jüngling, der unterdessen fiebrig seine Rockknöpfe gedreht hatte, mit eisiger Stimme, daß er in Paris eine Dame Aurora de Bancalis kenne, mit der er sogar entfernt verwandt sei; deren Ruf sei unantastbar, und er könne nicht dulden, daß in einem Nachtcafé im Quartier latin irgendein zweifellos besoffener Schwätzer sie seine Mätresse nenne; er fordere daher Aufklärung usw. usw.... Man kann sich den Gelbschnabel und seine freche Herausforderung vorstellen.

Capéran zuckte mit keiner Miene und antwortete: «Ich muß mich sehr bei Ihnen entschuldigen, mein Herr.»

Wir schwiegen, ein wenig bedrückt, während der Wicht, der die kleine Faust in die Hüfte gestützt hatte, sich sichtlich brüstete; aber nun, nach einem tiefen Atemzug, fuhr mein Capéran mit donnernder Stimme fort:

«Ich muß mich wirklich entschuldigen, französisch zu verstehen und gezwungen zu sein, mit so einem Esel, wie Sie es sind, zu sprechen ...»

Und dann verwies er ihn an seine Lieblingsschriftsteller; er empfahl ihm, Bossuet, Corneille, Racine, Pascal zu lesen ... Dort könne er erfahren, daß das Wort Mätresse zur vornehmsten Ausdrucksweise gehöre; daß es die Frau bedeute, die man rein und schwärmerisch liebt; daß Berenike die Mätresse des Titus und Chimene die des Rodrigo gewesen sei; daß ein solches Mißverständnis sich bei gebildeten Leuten nicht ereignen könne. Und er schloß damit, daß er seinerseits die Entschuldigungen des anderen erwarte, und zwar auf der Stelle.

«Ich werde Ihnen meine Zeugen senden», sagte die Jammergestalt wütend. Damit war die Sache für diesen Abend erledigt.

Am nächsten Tag verbrachte ich als Zeuge Capérans die ganze Zeit mit den üblichen Besprechungen. — Capéran war herrlich anzusehen: sein Rausch dauerte noch an, sein Zorn hatte nicht nachgelassen. Mit verachtungsvollem Blick sagte er mir: «Armer Freund, wie kommen wir in diese Analphabeten-Zeit? Wir werden die letzten sein, die noch vernünftig sprechen. Mit unseren Lippen wird die französische Sprache sterben.»

«Was willst du, mein Alter? Wir verkörpern die Tradition. Das muß uns trösten.»

«Ja, wir sind die Tradition. Die französische Sprache! ... Das kostbarste Ding, das feinste Instrument, das die Menschen jemals gehabt haben! ... Hast du bemerkt, daß man heute von einer jungen Frau nicht einmal sagen darf: ‚Sie ist meine Freundin', ohne damit verstehen zu geben, daß man miteinander die größten Schweinereien gemacht hat? Alle diese schändlichen Ladenschwengel, diese Hausmeisterssöhne, die unsere Zeitungen herausgeben und unsere Schriftsteller, Advokaten und Universitätsprofessoren sind, sie selbst haben die köstlichen Worte beschmutzt und in die Gosse gezogen, diese heiligen Worte: Freund, Freundin!»

Er ging ein wenig im Zimmer umher und setzte dann fort: «Freund, wenn ich mich schlage, so wähle ich als Waffe einen schönen Bratspieß. Er kann nehmen, was er will, ich werde mir von zu Hause einen schönen Bratspieß kommen lassen. Laß mich, ich habe das Recht dazu. Einen schönen, gut geschliffenen Bratspieß, das ist alles, was ich brauche, um diesen Schwächling, dieses Nichts, umzubringen!»

Capéran schlug sich nicht und brachte niemanden um, nicht einmal mit einem Bratspieß aus seiner Heimat. Wir setzten ein Protokoll auf, das ungewöhnlich klar schien, aber nicht einmal Oedipus hätte ein Wort davon verstanden: man nahm mit der einen Hand zurück, was man mit der anderen gegeben hatte; es war ausgezeichnet abgefaßt, geradezu vorbildlich.

Einige Tage nachher zog Capéran seine perlgrauen Handschuhe an und ging auf Besuch zu Frau von Bancalis. — «Ich habe ihr die Geschichte erzählt», sagte er mir, «sie hat, wie es nur recht ist, sehr darüber gelacht. Dieser kleine Herr Jaune, der mich herausgefordert hat, ist nur ein Intrigant, den sie nicht im geringsten schätzt. Sie hat sehr lachen müssen; aber dann, verstehst du mich? ... dann hat die Aermste zwei dicke Tränen geweint, weil sie an die Gefahr dachte, der ich mich ausgesetzt hatte, um sie zu ehren und ihr zu dienen ...»

Bald darauf war Tauwetter gekommen und dann auch die ersten Blätter; aber in Capérans Börse, glaube ich, taute und grünte es nicht. — Anfangs April verkaufte er seinen Pelz. Das war nicht gerade ein Zeichen von Wohlstand. Ja, er war gezwungen, den schönen Pelz zu «vertrinken», der ihn tatsächlich vor Kälte und Tod gerettet hatte ...

Ich muß eingestehen, daß ich in jenen Frühlingstagen meinen armen, in der Klemme sitzenden Capéran ein wenig vernachlässigte. — Wie alle Großstadtmenschen, war ich von der Süße des Lenzes ganz berauscht. Ich ging malen in die Wälder von Meudon und Viroflay; wie eine Ziege liebe ich das zarte Grün; ein junger Baum, der am noch kahlen dunklen Waldesrand ein wenig die grünen Zweige reckt, ist für mich das anziehendste Schauspiel der ganzen Welt.

Eines schönen Morgens bekam ich Gewissensbisse und ging mich nach meinem Freund Capéran erkundigen. Ich klopfte vergebens an seine Tür: er war ausgegangen. — Seine alte Portiersfrau hinkte wie eine zerrupfte Elster aus ihrem finstren Loch und gab mir ein Kuvert, auf dem mein Namen stand und das mich schon seit einigen Tagen erwartete.

Aengstlich riß ich das Siegel auf und las die erstaunlichen Worte: «Freund! Das Glück hat mir endlich gelacht. Besuche mich im Pavillon Flora! Frage nach Capéran.»

Ganz verblüfft steckte ich den Brief in die Tasche; ich konnte mir das nicht erklären. «Besuche mich im Pavillon Flora», was sollte das bedeuten? «Besuche mich im Pavillon Flora»??? ...

Zufällig begegnete ich kurz nachher dem kleinen Poupoun und erzählte ihm die Sache. Poupoun lächelte spöttisch, faßte mich fest an den Rockaufschlägen, drückte sein Gesicht gegen das meine und riß das Maul auf: «Du dreifacher Idiot», sagte er zu mir, «weißt du nicht, daß nur die Klerikalen und Possenreißer es zu etwas bringen?» — Und dann erfuhr ich, daß seit acht Tagen, seit Bildung des neuen, radikalen Ministeriums, dieser «große Heuchler» Capéran tatsächlich Sekretär im Kolonialministerium war. — Aber wie hatte sich das zugetragen? Aber ... nichts Einfacheres auf der Welt: «Sein Abgeordneter hat ein Ministerportefeuille geangelt, und das ist alles!»

Glücklich und befreit verließ ich Poupoun, der sich in Verwünschungen erging, die seinen abgründigen Neid deutlich bewiesen. Ich sah auf die Uhr. Die Zeit reichte noch vor dem Mittagessen zu einem Besuch bei Capéran. Anstatt in die Universitätsbibliothek zu gehen, machte ich kehrt und ging die Rue du Bac hinunter. Das Kolonialministerium war damals in einem Trakt des Louvre untergebracht, im Pavillon Flora, wie Capéran sehr richtig angegeben hatte.

Ich kam an, überschritt die Schwelle des Palastes und wandte mich an einen Pförtner, der vor einem großen Tor stand; er nahm meine Karte und führte mich in das Wartezimmer, während er sich erkundigen ging. Ich saß nun hübsch artig auf einer, übrigens sehr schmutzigen und abgewetzten, Samtbank. Der Gedanke, daß ich Capéran arbeiten sehen würde, Capéran mit der Feder hinterm Ohr in einem Bureau Akten ordnend, dieser Gedanke war so köstlich, verwirrend und ausgefallen, daß ich den Schwur tat, mich überhaupt über nichts mehr zu wundern.

Der alte Pförtner öffnete eine kleine Geheimtür, und wir kletterten eine Stiege empor; dann gingen wir durch einen langen Gang, der in mehreren Verzweigungen um das Gebäude herumführte. Wir passierten eine zweite Geheimtür und nahmen dann eine Wendeltreppe. Bestürzt stellte ich fest, daß ich mich allein niemals in diesen Eingeweiden des Louvres zurechtfinden würde. Mein würdiger Führer ging mir immer voran; die Haarkrone auf seinem schneeweißen Kopf strahlte ein helles Feuer aus, das förmlich blendete; seine Tressen, Medaillen, und vielleicht auch seine Knochen, ließen ein silbernes Klirren hören. Endlich blieb er vor einer dritten versteckten Tür stehen: ich entdeckte eine Stiege, die senkrecht in den Himmel führte, wie die Leiter in Jakobs Traum.

«Die Tür da oben!» sagte er mir. In einigen Sprüngen hatte ich die höchsten Sprossen erklommen; ich klopfte an, Capéran öffnete, fiel mir in die Arme und küßte mich.

Beim Eintritt stellte ich fest, daß Capérans Bureau im Dachgiebel des Palastes untergebracht war und daß er ganz allein darin hauste. — Capérans Bureau! ... es fällt einem schwer, dieses Wort auszusprechen! Es war ein kleines Mansardenzimmer, ein unregelmäßiges Viereck, drei Meter lang und zwei Meter breit, ein richtiges Winkelwerk; erhellt wurde es durch eine ovale Luke, die oben in die Mauer eingelassen war. Die ganze Bureaueinrichtung

H. Huber

Hermann Hubers Werk, das man kürzlich in einer einzigartigen Schau im Kunsthaus Zürich von seinen Anfängen bis heute verfolgen konnte, stellt ein Bekenntnis zu den bildnerischen Kräften und dem Wesen des schweizerischen Menschen dar. Moritz von Schwind bekannte einmal: «Ich ging in die Sixtina, schaute mir den Michelangelo an und wanderte nach Hause, um am Ritter Kurt zu arbeiten.» Huber lebte nicht immer mit dieser Bestimmtheit in seiner eigenen, geborgenen Welt. Er hat sich den französischen Impressionismus in jahrelanger Arbeit angesehen, um dann allerdings auch seinem «Ritter Kurt», seiner auf das Gemütvolle und Beschauliche tendierenden Malerei, näherzukommen. Daß er auf so vielen Umwegen über den Expressionismus und den Impressionismus erst nach Jahrzehnten erfühlte, was not tat und was ihm eigentlich vorschwebte, spricht für seinen unablässigen Kampf um ein eigenes Weltbild. Dieses Weltbild, das heute in einem selten reichen Werke vor uns Gestalt gewonnen hat, ist nicht Heimatkunst im engen Sinne gemütvoller Anbiederung an den Geschmack der breiten Masse, sondern Verdichtung schweizerischen Wesens und schweizerischer Eigenart mit hohen künstlerischen Mitteln. Das Bild des Mädchens mit den Aehren zeigt Huber sowohl in seiner strengen Flächengestaltung, in seiner künstlerischen Sachlichkeit, wie auch in der sinnlichen Fülle, die eine Folge seiner differenzierten und doch lebendigen Farbgebung ist. Mit Paul Bodmer und Reinhold Kündig zusammen, gehört der 1888 in Zürich-Wiedikon geborene Künstler zu den eigentlichen Schöpfern einer ausgeprägten Zürcher Schule innerhalb der neuen Malerei der Schweiz und zu den führenden Malern seiner Generation.

WALTER KERN





Beilage: Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 14. Hermann Huber: «Mädchen mit Aehren». Besitzer: J. Spillmann-Zuppinger, Zollikon. Schweizerische Monatsschrift «Du», Nr. 6, Jahrgang 1944. Verlag Conzett & Huber Zürich



bestand nur aus einem Tisch, auf dem nichts anderes lag als eine kleine Schale, die mit einem blauen Staub gefüllt war. Gleich als ich hereinkam, wurde ich auf einen sehr sonderbaren Aufbau besonders aufmerksam: gerade unter der Luke erhob sich ein großer Schemel, wie man sie in den Bars findet, dessen vier Füße auf dicken Adreßbüchern ruhten. Zweifellos konnte man, wenn man oben saß, den Luftzug spüren, der über das Dach strich, und die Aussicht genießen.

Unterdessen gaben wir uns unserer Freude hin. Ich ließ Capérans Hände nicht los. «Warum, zum Teufel», fragte ich ihn, «hast du dich da im Dachstuhl unterbringen lassen?»

«Ich selbst habe mir den Platz ausgesucht», antwortete er strahlend, «Joachim hat mich aufgefordert, zu wählen.»

«Joachim? . . . Was macht Joachim hier?»

«Er ist der Minister», sagte Capéran und fügte hinzu: «Ich duze ihn. Wir haben seine Wahl besorgt.»

Das war ein Lichtstrahl; nun konnte ich mir alles erklären. Joachim, Capérans Abgeordneter, die wöchentliche Pilgerschaft nach der Rue de Clichy . . . All das stimmte fein zusammen und machte mir alles klar. Ah, Capéran, du warst gar nicht so dumm! Aber trotz allem, was für ein Geheimniskrämer!

Unterdessen erzählte Freund Capéran mit Begeisterung weiter von Joachim: «Wir da unten, wir haben es erwartet. Wir wußten, daß er Minister werden wird. Das ist ein Mann! Ein Genie! Wenn du ihn hören würdest, mein Kleiner, in einer öffentlichen Versammlung! . . . Wenn du mit ihm aufs Land hinausgehen würdest! Der hohe Geist zerschmilzt förmlich auf seiner Zunge, und jede Bewegung greift dir ans Herz . . . Er ist einer der besten Redner Frankreichs!» — Wir setzten uns nieder; das Bureau besaß zwei Lehnstühle aus Leder; dann erzählte er mir die Geschichte seiner Ernennung:

«Ich, ich wollte nichts verlangen. Nur die andern alle, von uns zu Hause, die schrieben mir, verstehst du? Die Freunde . . . Man war unruhig und zerbrach sich den Kopf über mich. Da bin ich zum Minister gegangen und habe ihm gesagt: ‚Hör zu, Joachim, ich verlange nichts, ich will nichts für mich haben. Aber wenn alle anderen von zu Hause mir schreiben, was meinst du, soll ich ihnen antworten? Sie sind alle hinter mir her und fragen immer: Was hat er für dich getan, Capéran? Schreib uns, was er für dich getan hat . . .' Nach diesen Worten gab ich ihm alle Briefe, verstehst du, es waren mehr als fünfzehn, vielleicht zwanzig. ‚Da, Minister, nimm sie, wieg einmal das Paket, lies sie selbst! Der ist von Lahitte, dem Großmüller, der von Bonbée, dem Schmied aus Saint-Mauléon, der von Untel, dem Kreisrat! . . . Alle sind da und reden im gleichen Ton . . .'»

Capéran stockte einen Augenblick und stieß einen Seufzer aus:

«Da hatte Joachim verstanden; er stand auf und zog mich an seine Brust. ‚Komm, mein Sohn, rief er, komm! Such dir selbst den Platz aus, an den ich dich setzen soll!'»

Mit offenem Mund hörte ich zu, ich war entzückt von der Geschichte.

«Und all die Briefe . . . Capéran? Wie hast du es angestellt, daß man dir so viele Briefe schreibt?»

«Ach ja, ich habe sie fast alle bekommen», sagte er ganz bieder.

Das war wirklich eine saftige Antwort; sie versetzte mich in eine Art Rausch.

Capéran beschrieb mir dann ganz genau die Forschungsreise, die er durch alle Amtszimmer des Ministeriums machen durfte, um sich seinen Platz auszuwählen; er fand keinen, der ihm zusagte:

«Ich will nicht mit diesen Laffen zusammensitzen, die sich pomadisieren wie die Ladenschwengel, die nur von Pferden sprechen und sich jeden Tag die Nägel zurecht machen. Und dann könnte ich auch nicht an diesen Mahagoni-Schreibtischen sitzen, mit diesen elektrischen Lampen und diesen grünen Mappen. Ich würde dort weiß und schwammig werden, wie Keime, die man in den Keller steckt.»

Deshalb war er also da hinaufgestiegen, wo er allein war.

«Und . . . Du arbeitest?» fragte ich ihn noch und schielte auf den leeren Tisch.

«Nein, Poet, ich arbeite nicht. Wenn ich mich einmal langweile, dann klettere ich auf meine Aussichtswarte . . .»

Er wies mit der Hand nach dem Schemel, der auf den vier Adreßbüchern stand.

«Schön, aber hast du wenigstens einen Gehalt? Darf man erfahren, was du bekommst?»

«Poet, ich bekomme kein Geld. Ich berühre nur die Hand, die an der Macht ist. Hör und begreife mich doch: Man muß bei den Großen wohnen!»

Ich neigte mich schweigend vor dieser abgrundtiefen Wissenschaft, die ich allmählich zu verstehen begann. Unterdessen hatte sich Capéran langsam gebückt und einen kleinen Wandschrank geöffnet; ich stieß einen Ueberraschungsschrei aus: drinnen war ein halbes Dutzend jener blinkenden Flaschen, die ich so gut kannte, jener hellen, ganz verstaubten Flaschen, mit den schönen Wachsturbans.

«Was, du hast Barbazanger Wein hier?»

«Ja, glaube es mir nur», sagte er etwas spöttisch. «Ich wohne zwar bei den Großen, aber ich bringe meinen Wein mit.»

Und wir stießen ordentlich an, so, wie wir es in seiner Bude getan hatten.

Ich besuchte ihn oft im Pavillon Flora. Ohne Scheu durchwanderte ich die Gänge; es gefiel mir bei ihm im Bureau wirklich außerordentlich.

Es war Mai; für Paris der schönste Monat. Wenn man ausging und nur den Fuß auf die Straße setzte, so spürte man schon den wirklichen, duftenden Frühling, der in die Stadt eingezogen war. Und im Bureau Capérans, da oben unter dem Dach des Louvre, da war es wahrhaftig schon warm.

Wenn wir so plauderten und unsere Gläser leerten, hoben wir oft auch den Blick zu jener großen ovalen Lücke, in deren Rahmen langsam eine Wolke, der azurblaue Himmel, zwei Wolken, ein Vogel auftauchten . . .

Eines Tages kamen wir auf den Gedanken, aufs Dach zu klettern. Das war bald geschehen. Wir stiegen auf den großen Schemel, der auf den Adreßbüchern ruhte, und schwangen uns hinaus; da waren wir auf dem First des königlichen Palastes!

Ich arbeitete auch auf dem Louvre-Dach. Da oben schrieb ich in aller Gemütlichkeit fast meine ganze Doktorarbeit, während die Sperlinge um mich herumhüpften und mich der Lärm, den ich so sehr liebe, einwiegte, der große Lärm von Paris.

Ich brachte meine Aktentasche mit, die ganz mit Notizen angefüllt war, und kritzelte auf den Knien, während Capéran neben mir seine Pfeife schmauchte.

«Sag mir, Capéran, wann wirst du einmal arbeiten? Wann wird die Reihe an dich kommen?» fragte ich ihn, um ihn zu necken, «antworte mir doch, ganz im Vertrauen, wirst du nie an irgendeine heilige oder weltliche Arbeit gehen?»

Ohne den geringsten Aerger wandte mir Capéran seine großen schwarzen Augen zu: «Ja, junger Mann, ich werde arbeiten, sobald meine Zeit gekommen sein wird. Ich habe große Pläne entworfen, du kennst sie; die werde ich eines Tages ausführen.»

Tatsächlich kannte ich diese großen Pläne, er hatte sie mir seinerzeit geschildert. Er wollte eine ästhetische Abhandlung verfassen mit dem Titel «Die wahren Grundlagen der französischen Kunst». Dann wollte er auch vier Romane schreiben, einer davon sollte die Geschichte einer Stadt schildern und den Titel führen: «Dreißigtausend Esel»; es sollte eine mörderische Satire auf die Sitten und Gebräuche unserer Zeit werden. Auf der ersten Seite würde als Motto der Satz stehen, der sich, glaube ich, bei Diderot oder Voltaire findet: «Wenn nicht zwei oder drei Menschen den guten Geschmack in Frankreich aufrechterhalten, werden wir alle in Barbarei verfallen.»

«Wann wirst du also mit deinen Arbeiten beginnen, Capéran?»

«Noch nicht. Die Gedanken stehen jetzt in Blüte; ich werde warten, bis die Frucht reif ist. Bevor ich nicht dreißig bin, werde ich nichts schreiben.» — Und mit feierlicher Miene klopfte er mit dem Daumennagel auf den heißen Pfeifenkopf.

Mein kleiner lieber Zug, in dem ich mittags von Toulouse-Matabiau abgefahren war, bummelte ganz sanft zwischen Böschungen aus heller Tonerde, auf denen ab und zu Büschel gelber Blumen und Klatschmohn hervorleuchteten; er rüttelte und rasselte, von Zeit zu Zeit stieß er schrille Pfiffe aus und versetzte den Drehscheiben heimlich gewaltige Stöße; wenn's bergauf ging, keuchte er, bergab schien er förmlich durchzugehen; aber das erschreckte niemanden. Es war sehr heiß in meinem Waggon; aber der Dialekt der Leute entzückte mich, wenn sie sich an den ländlichen Bahnhöfen Glückwünsche zuriefen: in Pibrac, l'Isle-Jourdain, Escornebœuf... Escornebœuf, das ist ein Name, nicht wahr? Der Schaffner sang ihn förmlich.

In Isle-Jourdain stieg in mein Abteil dritter Klasse eine brave Bäuerin mit ihrer kleinen Tochter ein. Die Kleine hatte Hunger; sie stampfte auf und sagte zur Mutter: «Mama, Mama, der Magen beißt mich!» — Bis zu dem Augenblick, in dem die gute Frau aus ihrem Korb Brot und Wurst herausnahm.

Als wir uns Saint-Mauléon näherten, stand ich auf und stellte mich an den Wagenschlag. Verbrannte Stoppeln und Maisfelder, Maisfelder und verbrannte Stoppeln; ockerfarbige, nackte Lehmhügel... Von Zeit zu Zeit sah man in der sonnendurchglühten Landschaft eine Hirtin mit Truthühnern, die den Gascogner Hut trug, dessen Anmut ich immer bewundere: diesen feinen Strohhut, dessen Seiten durch eine dünne schwarze Velourschnur herabgebogen werden. Schon dieser ländliche Hut genügte, um in mir entzückende Vorstellungen zu erwecken.

Plötzlich breitete sich eine Reihe von Pappeln vor mir wie ein Fächer aus; ich erblickte ein sehr großes Dorf, das sich etagenförmig aufbaute und von einem uralten, achteckigen, von Spitzbogen durchbrochenen Turm aus roten Ziegeln beherrscht wurde. Wir überquerten einen kleinen blaugrünen Fluß und waren am Bahnhof von Saint-Mauléon, der in einem kleinen Platanengehölz lag; da steht auch schon, wenn ich mich nicht irre, Capéran.

Er schwenkte zur Begrüßung lebhaft seine Kopfbedeckung. Ich fand ihn, wie ich es erwartet hatte: er war stärker, seine Wangen noch voller geworden, und sein Doppelkinn wuchs; am meisten verblüffte mich aber seine Kleidung: er war nicht mehr schwarz gekleidet wie in Paris. Er trug einen langen hellgrauen Rock, einen breiten, fast weißen Filzhut, eine hellblaue Krawatte, und im Knopfloch hatte er eine Teerose. Er sah aus wie ein reicher Müller im Sonntagsgewand.

Er umarmte mich, nahm meinen Koffer und übergab ihn dem Träger; wir zwei machten uns dann zu Fuß auf den Weg. Ein heftiger, warmer Wind wirbelte den weißen Staub auf. Wir sprachen, etwas verlegen, von gleichgültigen Dingen, wie es Freunde tun, die sich lange nicht gesehen haben.

Bei den ersten Häusern der Stadt — kleinen, niederen, sehr sauberen gelb angestrichenen Häusern, um deren Dachrand ein dreifaches Blumengewinde gezogen war — blieb Freund Capéran plötzlich stehen. Ungefähr fünfzig Hufeisen, die an einer Mauer angebracht waren, bildeten einen barbarischen Wandschmuck.

Er faßte mich an der Schulter und zog mich in die Werkstatt des Hufschmieds. «Freund», sagte er mir mit einer großartigen Handbewegung, «ich stelle dir hier unseren großen Schmied vor, einen der Führer des Landes!»

Der Mann mit der Lederschürze kam lächelnd zu uns; er schien geschmeichelt; wir blieben ein paar Minuten.

Wir kamen nun zur Markthalle, die ganz im Freien, an der Straße im Mittelpunkt des Dorfes lag; es war eine einfache, hübsche, ganz verstaubte Bretterbude, die auf dicken, viereckigen Steinpfeilern ruhte. Ein junges blondes Mädchen mit einer mit Sternen übersäten Schürze unterhielt sich dort mit einem Jüngling, der einen mächtigen Schnurrbart trug. Capéran nahm die zarte Rose aus dem Knopfloch und überreichte sie im Vorübergehen dem Mädchen: «Dem nettesten Mädchen von Saint-Mauléon!» — Sie war wirklich sehr nett, das kann ich beschwören!

Dreißig Schritte weiter, ich erinnere mich noch ganz genau, saß am Boden ein alter Bettler und streckte die Beine in die Sonne. Capéran bückte sich, hob langsam den Knüppel des Zerlumpten auf, sah ihn eine Weile an und legte ihn dann wieder in den Staub: «Armer Philibert, wenn ich nächstens nach Bouconne in den Wald gehe, werde ich dir einen schönen Stock abschneiden.» — Der alte Bettelsack erschöpfte sich in unbeschreiblichen Danksagungen.

«Wenn ich ihm hundert Sous gegeben hätte, wäre er nicht so zufrieden gewesen», flüsterte mir mein Freund zu.

Während Capéran so durch den Ort ging, richtete er an jedermann ein passendes Wort, mit jener schlichten Beredsamkeit, deren Geheimnis er beherrschte. Wir besuchten noch: den Apotheker in seinem mit Palmzweigen und Schlangen bemalten Laden, den Kaffeehauswirt zwischen seinen Blumentöpfen und — nicht zu vergessen — Fräulein Dortagnan, die Metzgerin.

«Capéran», flüsterte ich, «willst du bei den nächsten Wahlen Deputierter werden?»

«Nein, Poet, nein! Ich pflege nur die Beziehungen ein wenig, aber ich tue das für Joachim. Ich selbst, ich habe keinen Ehrgeiz: das wissen sie alle längst. Sie fühlen, daß ich über den Parteien stehe, daß ich weiter darüber hinaus denke.» — Und befriedigt den Kopf schüttelnd, fügte er noch hinzu: «Sicher werde ich sehr gerne gesehen. Sie sind sehr stolz auf ihr Museum; sie haben so lange darauf warten müssen; es ist zwischen Toulouse und Auch das einzige im ganzen Land.»

«Wie, das Museum ist neu? Du bist der erste Konservator?»

«Freilich, Joachim hat das Museum geschaffen.»

Wir traten ins Speisezimmer: es war bäuerlich, aber sehr geschmackvoll eingerichtet. Der Boden war mit kleinen rosa Ziegeln gepflastert, die Wände mit Kalk getüncht. An der einen war ein kupfernes Waschbecken angebracht, neben dem einige Handtücher hingen; an der anderen hing ein Stich von Poussin. Das bedeutendste Möbelstück war ein brauner Schrank, der wie ein Skarabäus funkelte.

Ich sah mich um: nichts Minderwertiges, kein Allerweltsstück. In einem Korbstuhl, auf einem alten Kissen, dessen Farben von der vielen Sonne ganz ausgesogen waren, lag ganz bewegungslos eine schöne weiße Katze.

«Capéran, wie heißt deine Katze?»

«Es ist eben die Katze.»

«Sie hat kein Halsband. Wie rufst du sie?»

«Ich weiß es nicht, junger Mann. Es ist die Hauskatze. So sind nun einmal die Pariser! Die möchten am liebsten auch den Flöhen im Bett Marken umhängen!»

Wackrer Capéran!

In der Früh hatte er aus seinem Keller eine Flasche Barbazanger Wein hervorgeholt. Der Pfropfen knallte; nachdem wir angestoßen hatten, fühlte ich mich leicht und froh:

«Sag mir, Konservator, Schuft von einem Konservator, erzähl mir jetzt, was du in deinem Museum hast!»

«Ich habe dort wundervolles Porzellan», antwortete er ganz ernst.

Nun gibt es nichts, was ich mehr liebe als geblümtes Porzellan, das heitere Porzellan aus der alten Zeit, das uns noch jetzt deutlich macht, wie angenehm das Leben war, das unsere Vorfahren führten. Diese Töpfe, Kannen und Blumenvasen... ich möchte hunderte davon bei mir zu Hause haben. Die edle Form der alten Dinge, die volkstümliche Buntheit, der Zauber der Scholle, das verbindet sich da gerade in der richtigen Mischung, wie ich sie gern habe. Ich kann sie immer mit Entzücken betrachten, sie sind mein letztes Spielzeug.

Wir erhoben uns also, um das Museum und das Porzellan zu besichtigen; wir brauchten nur den Klosterhof zu überqueren. Das Museum war in dem gotischen, nur scheinbar im Renaissancestil umgebauten Trakt untergebracht, im einzigen Ueberrest des alten Schlosses.

Zuerst führte mich Capéran ins Erdgeschoß, in den Vorraum, der prachtvoll dimensioniert, aber ganz leer war. Nur über dem Kamin hing ein Wappen-

schild. Wir stiegen dann in den ersten Stock. Wir gingen durch zwei, drei Zimmer, die ebenso kahl und leer waren: wenigstens war nichts anderes darin als Andenken aus den Religionskriegen.

«Was soll das», sagte ich endlich, «wo ist eigentlich dein Museum? Wo haust deine Porzellansammlung?»

Capéran lächelte ein wenig und stieß eine neue Türe auf: da sah man nun tatsächlich auf einem Tablett in Reih und Glied vier große, mit Blumen bemalte Suppenschüsseln. Die eine war sehr fein, aus Montpellier-Porzellan, mit gelbem Untergrund und blauen Rosen. — Nachdem ich sie gründlich von allen Seiten und Sprüngen aus studiert hatte, wandte ich mich zum Konservator:

«Wie, das ist alles, Capéran, diese vier Suppenschüsseln?»

«Nein, junger Mann, nein! Auf dem Boden habe ich das Allerschönste», antwortete er mir mit unerschütterlicher Ruhe.

Ich hatte schon so viel reden hören von den tollen Dingen, die sich auf den Speichern unserer Museen finden, daß ich wahrhaftig glaubte, dort eine künstlerische Kostbarkeit zu entdecken.

Der Bodenraum war leer, genau so leer wie die Zimmer, es war absolut nichts darin. Der Dachstuhl war sehr alt und merkwürdig; er bildete eine Art umgekehrtes Kirchenschiff; ich betrachtete ihn sehr genau; denn ich schwärme für Dachstühle. Aber es war nicht dieses Eichenholz-Problem, das Capéran bewegte. Er öffnete ein Fenster und rief mir zu:

«Da, mein Freund, ist das nicht schön? Da, die Pyrenäen!»

Ich lief herbei: «Die Pyrenäen?»

Von dem Fenster aus übersah man die Dächer des Ortes und die ganze Umgebung, den Fluß, die Weiden, die im Winde schwankten, die goldgelben Streifen der Maisfelder, die mit Pappelreihen umpflanzten Wiesen, die Erdhügel, die auf ihren Gipfeln kleine Mühlen trugen, deren Flügel sich drehten, einige kleine Gehöfte im Schatten eines Rüsters. All dies sah ich, nur Berge konnte ich nicht erblicken.

«Wo sind die Pyrenäen, Capéran?»

Capéran streckte die Hand aus:

«Da hinten! Man sieht die ganze Kette!»

Als ich die Hand wie ein Fernrohr einrollte und vor mein linkes Auge hielt, auf dem ich besser sehe als auf dem rechten, bemerkte ich schließlich, ganz hinten, jenseits der letzten, rosa und blau verschwimmenden Hügel ... glaubte ich, im Dunste zu bemerken ... eine Art Wölkchen, die spitze Formen hatten und vielleicht Bergesspitzen sein konnten. Ich war befriedigt.

«Ich sehe sie», sagte ich ihm.

«Das ist ebenso schön wie die Bilder von Poussin», sagte er, als er die Läden schloß.

Wir stiegen wieder hinab ...

Zweifellos lachte ich ein wenig in den Bart, als wir hinabkletterten. Ich war etwas erstaunt über dieses sonderbare Museum, das nichts enthielt als vier Suppenschüsseln und die Aussicht auf die Pyrenäen; und die konnte man nur haben, wenn die Augen vom Glauben gestärkt waren.

Aber schließlich fühlte ich zuinnerst, daß das Museum ganz anständig war; daß es der Person des Konservators vollkommen entsprach; ich war froh und zufrieden darüber; ich weiß die Harmonie zwischen Dingen und Menschen zu schätzen. «Das paßt zu Saint-Mauléon», sagte ich mir. «Gott und Joachim sind groß, und sie haben sich nicht geirrt.»

Eine Woche hindurch war ich Capérans Gast; sie zählt zu den schönsten meines Lebens. In ganz besonderer Erinnerung habe ich noch die köstlichen Nachmittage in dem wunderbar schattigen Hof, inmitten der rosa Sträucher. Wenn der Tag zur Neige ging, stellten wir meistens zwei Stühle zum alten Brunnen und erwarteten friedlich das Abendessen.

Vom frühen Morgen an war ich im Sonnenschein umhergerannt; ich hatte einen bestialischen Appetit, ich barst vor Hunger. Aus der halbgeöffneten Küchentür sah man ab und zu, in der Nähe des sprühenden Herdes, den Rock der dicken Philippine auftauchen; man hörte das Hackmesser und den klirrenden Bratspieß; ah, was für köstliche Vorzeichen!

Die ganze Woche schwelgten wir, wie man sich denken kann, in vollen Zügen. Capéran, du betrogst mich nicht, als du die Gascogner Küche rühmtest und auf einem imaginären Tisch die köstlichsten Speisen hervorzaubertest!

Man bewirtete mich fürstlich. Die alte Köchin Philippine, eine sehr verständige Frau, bekam feuchte Augen, wenn sie mich ansah. Auf dem Kopfe trug sie ein großes schwarzes Seidentuch, und niemals habe ich ein sanfteres, friedlicheres Antlitz gesehen als ihre abgearbeiteten Züge. Ah, was hat sie nicht alles für mich gebraten, über ihrem Feuer aus Weinstockzweigen! Was schmorte nicht alles in ihren irdenen Pfannen auf dem rot gekachelten Herd, der auf kleinen Wölbungen ruhte, und dessen Form, wie ich glaube, sich seit der Römerzeit nicht geändert hat!

Die zartesten Rebhühner, die saftigsten Kapaune, Aale, Krebse, Melonen und was weiß ich, alles, was den Stolz des Landes ausmacht, erschien auf unserem Tische. In einem Körbchen trugen wie die Barbanzanger Trauben herbei, die an jenen herrlichen italienischen Muskateller erinnern, die ersten Trauben, die gerade zu reifen begannen.

Ich wehrte mich und scherzte; ich sagte den Ruin des Hauses voraus. Wie lachte doch Capéran da aus vollem Halse!

Er selbst ging daran, einen Hasen à la royale zuzubereiten; zwei Tage blieb er fern von mir, in einsamem Nachdenken, den Bauch unter der Schürze, die Aermel aufgeschürzt.

Eine große Flasche des guten Armagnac war der feurigste Freund, der beste Anreger; wir fanden ihn nach jeder Mahlzeit.

Ich habe noch nicht von den Gänselebern gesprochen; das ist eine Pflicht, die ich nicht vernachlässigen darf. Capéran öffnete für mich einen jener Tiegel, die schon zwei oder drei Jahre alt waren. Man weiß, daß die Gascogner Kenner die getrüffelten Lebern Monate und Jahre aufbewahren, so, wie man anderwärts die Weine aufhebt. — Ich muß gestehen, daß ich zuerst dem alten Tiegel ziemlich mißtrauisch gegenüberstand. Ich dachte an die chinesischen Eier, die man eingräbt ... Aber als Capéran den Deckel abgemacht und die Büchse geöffnet hatte, als ich diese fette, goldgelbe Crème erblickte, als ich den Duft einsog ... aber schweigen wir davon! Die Tinte duftet nicht; warum also darüber schreiben? Gascogner Gänseleber ist ein Gedicht, das jeder für sich auf einer Messerspitze genießen muß, dazu eine Schnitte Schwarzbrot! ...

Es war eines Abends; wir hatten unsere Pfeifen in dem prächtigen Speisezimmer angezündet; der Mondschein ließ die Sträucher im bläulichen Hof hell schimmern. Capéran saß im Lehnstuhl, den Pfeifenkopf in der Hand, die Augen halb geschlossen; er stieß den Rauch so friedlich aus, daß die Katze, die weiße Katze, auf ihn gesprungen und, eingerollt auf seiner Schulter, eingeschlafen war. — Ich war ganz erschüttert von diesem Bild des Friedens. Ein Gedanke stieg in mir auf; ich sah den Mann mit der Katze an und setzte ihm das Messer an die Brust:

«Du mußt meine Neugierde befriedigen, César Capéran! Antworte mir ganz offen! Ich möchte deine Wünsche kennenlernen.»

Ich setzte ihm auseinander, daß jeder Mensch im Innersten irgendwelche großen Wünsche hegt, deren Erfüllung ihn, so scheint es, vollkommen glücklich machen würde. Ich fragte nun, welches die seinen wären; ich wäre wahrhaftig begierig, sie zu kennen.

Capéran paffte noch dreimal den Rauch aus, dann nahm er das lange Rohr von den Lippen und antwortete:

«Eines Tages werde ich mir ein Mädelchen aussuchen ...»

Er dachte ein wenig nach, dann fuhr er fort:

«Ich möchte auch eines meiner Felder in Barbazange zurückkaufen, das ich verkauft habe, und dann möchte ich auch meinen Großknecht, der mich ärgert, austauschen.»

Er dachte noch nach, fand aber nichts: «Das ist alles!» sagte er mir. Ich stieß einen Seufzer aus. «O glücklicher Mensch! O glücklicher Mensch!» rief ich.

«Mache es so wie ich», sagte Capéran, «bleibe in der Gascogne. Du wirst Beschäftigung finden. Du wirst eine leichte Beschäftigung finden.»

«Ach, du weißt nicht, armer Alter, was alles in meinem Hirn vorgeht. Ich, ich habe mehr Wünsche, als ich je befriedigen kann: die Familie ist zu zahlreich. Zum Beispiel peitscht mich das Reisefieber: im vergangenen Jahr habe ich eine bezaubernde Zeit unter meinem Palmenbaum auf Majorka verlebt; ich habe dort Catalina kennengelernt. Im nächsten Jahr will ich, wenn ich noch ein paar Goldstücke irgendwo ergattern kann, nach Skandinavien gehen. Ich muß die Helden Ibsens von Angesicht sehen; ich träume davon, alle Arten Wintersport mitzumachen und an den Ufern der Fjorde zu malen. Ich muß es dir eingestehen: für mich hört die Welt nicht bei den Pyrenäen auf.»

Bei diesen Worten schüttelte Capéran den Kopf: «Du hast Unrecht. Wenn du mit der Tradition brichst, dann wird es dir übel ergehen.»

«Capéran, Capéran, ich will nicht sterben, ohne Java gesehen zu haben!»

«Warum Java?»

«Weil ich in einer seriösen Zeitung gelesen habe, daß die Javanesen gemeinsam mit den Franzosen jene Menschen der Erde sind, die den kleinsten Kopf haben. Nun glaube ich, daß sie auch so viel Geist haben wie wir; aber davon muß ich mich überzeugen.»

«Du machst dich wohl über mich lustig?» sagte Capéran.

Ich mache mich nur zum Teil über ihn lustig. O ihr Träume!...

Ein anderes Mal, ich erinnere mich genau, es war an dem Tage, an dem es den Hasen à la royale gab ... Zweifellos von einem derartigen Duft angeregt, begann ich hymnisch meine eigenen literarischen Pläne zu entwickeln: meine großen Romane, meine Dramen, meine Liebesgedichte, alles, was ich «auf der Pfanne» hatte, wie ich damals sagte; es erschiene mir grausam, wenn ich heute weiter davon reden würde.

Capéran hörte mir ernst und mit gebührender Aufmerksamkeit zu, obgleich er keinen Bissen ausließ. Auf einmal sah er mich ganz eigenartig an und brachte die Worte heraus: «Du hast sicher etwas...»

Ich glaube zunächst, daß er sagen wollte: «Du hast etwas in dir, du hast sicher eine gewisse Begabung...» Ich sah ihn fragend an, damit er seinen Gedanken vollende; er fuhr aber fort:

«Du hast sicher etwas zuzusetzen.» Das hieß zweifellos: «Du hast sicher ein paar Groschen, ein kleines Vermögen.»

So führte mich mein Freund Capéran wieder auf die Erde zurück. Und ich kam zwischen einem gespickten Hasen und einer Flasche Armagnac nieder: es war ein reines Vergnügen!

Viele Jahre sind seit jener Reise nach Saint-Mauléon verflossen, viele Jahre, über die ich mir keine Rechenschaft gegeben habe. Das Leben ist, weiß Gott, ein sehr flinkes Ding! Das weiß jeder. Bossuet hat darüber ein paar prachtvolle Sätze geschrieben, über die ich in der Schule einmal einen Aufsatz machen mußte. Aber es gibt keine anderen Wahrheiten als die, die man selbst findet, wenn die Stunde dafür gekommen ist.

Vorige Woche habe ich endlich einen Brief von Capéran bekommen. Deshalb habe ich auch die alten Erinnerungen wieder aufgefrischt. Ich war wahrhaft gerührt, als ich auf dem Umschlag seine schöne, steile und wohlgeformte Handschrift erkannte: mit den dicken, tiefen Punkten auf allen i, die nach den Regeln der Graphologie ein sicheres Kennzeichen für den Feinschmecker sind.

César Capéran ist immer glücklich. Er hat mir geschrieben, um mir die Geburt eines zweiten Kindes anzuzeigen. Denn seit langem hat er eine Frau im Hause. Sie war sechzehn Jahre alt, als er sie heiratete: er hat sich «ein Mädelchen» ausgesucht, wie er zu sagen pflegte. Ich kenne sie noch nicht.

Er schreibt mir, daß die Ernte sich gut anläßt, daß das Museum von Tag zu Tag reicher wird, daß die Sammlungen nur so zuströmen, und daß er mit alten Bildern einen «Saal der Berühmten» eingerichtet hat, wie ihn das Museum in Auch hat.

Seine literarischen Pläne erwähnt er in keiner Weise, mit keinem Wort. Aber von seinem Erstgeborenen, dem kleinen Antonin, spricht er in Ausdrücken, die mir großen Spaß gemacht haben. Ich gebe sie wörtlich wieder:

«Mein kleiner Antonin wird jetzt fünf Jahre alt. Er hat schon die römische Stirn und das Gascogner Herz wie ich.»

O Capéran! O Capéran, der du Rom nur von Toulouse her kennst!

Ich bin alt geworden. Ich bin jetzt in dem Alter, in dem man gefestigte Meinungen hat. Mein Ueberschwang ist verrauscht. Aber ich bin der Ansicht, daß die Gascogner den Ruhm verdienen, den sie genießen, und ich ziehe jetzt meinen Freund Capéran dem kompliziertesten Helden Ibsens vor.

Louis Codet, geboren 1876, tödlich verwundet im November 1914 in Flandern, gestorben in Le Havre, «où il avait été évacué et mal soigné.» «César Capéran ou la tradition» erschien einige Monate nach seinem Ableben; leicht gekürzt liegt hier nun eine erste deutsche Uebertragung vor. Red.



Der Ausflug

Nichts ist so unberechenbar wie der Unfall. Auf diesem Gebiet passieren die merkwürdigsten Dinge. Hören Sie zu: Ein Zürcher Bankprokurist war vor dem Krieg Auto gefahren; nach der Mobilisation bockte er, mangels Benzin, sein Auto auf, wie zehntausend andere, und seither fährt er mit dem Velo ins Geschäft.

Eine Unfallversicherung wollte der Bankprokurist nicht abschließen: es lohne sich nicht, denn er fahre ja vorsichtig, und zudem sei die Verkehrssicherheit nie so groß gewesen wie jetzt, da der Autoverkehr derart zusammengeschrumpft sei. So argumentierte der Bankprokurist unserem Inspektor gegenüber.

Eines Tages aber näherte sich das Verhängnis doch! Es näherte sich mit der freundlichsten Miene: an einem prächtigen Ferientag fährt unser Bankprokurist über Land, zu einem Besuch bei Verwandten. Abends kehrt er nach glücklichem Tag, von Oerlikon kommend, nach Zürich zurück. Auf dem Milchbuck oben wird der Bankprokurist einen Augenblick lang von der untergehenden Sonne geblendet, sieht nicht, wie ein Auto von einer Nebenstraße einbiegt, und schon ist der Zusammenstoß da! Der Anprall war nicht heftig, doch so unglücklich, daß der Bankprokurist sich eine Kniescheibe brach und sich monatelang behandeln lassen mußte.

*

Was geht aus dieser Erzählung hervor? Folgendes geht hervor: Der Abschluß einer Unfallversicherung ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit. Man kann so vorsichtig sein wie man will, gegen das Verhängnis ist kein Kraut gewachsen.

Verlangen Sie den Besuch unseres Inspektors. Er gibt Ihnen über alle Einzelheiten Auskunft, ohne jede Verpflichtung für Sie. Auf Wunsch senden wir Ihnen auch unseren Spezialprospekt über die Einzel-Unfallversicherung.

Halten Sie sich stets vor Augen:

Es ist besser, eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.



„ZURICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich 2, Mythenquai 2, Telephon 7 36 10

HOMO MIGRANS

Als im Jahre 2400 einer der Erwählten der Körperschaft für Menschenglück vor seinem Amtsantritt die als Studienabschluß gedachte Weltumfahrt antreten sollte, überprüfte er die Aufstellung seiner Reiseroute noch einmal, um möglichst alle Hauptpunkte der Erdoberfläche in der richtigen Reihenfolge mit der Verkehrsabwicklung in Uebereinstimmung zu bringen. Die technischen Mittel hatten eine hohe Vollkommenheit erreicht, und die Beförderung war prompt und sicher. Es war gewiß nicht ein utopisches Paradies, in dem die Menschen da lebten, weil den Wandlungen des menschlichen Geistes, der mal auf Aufbau und mal auf Zerstörung ausgeht — Weltamok und Welthysterie als Einschaltung zwischen beschaulichere, harmonische, gesündere Epochen, in denen die Sterblichen nur glücklich sein wollen —, nicht mit Sicherheit und auf die Dauer erfolgreich beizukommen ist. Aber mit großer Wachsamkeit und Wissen um die Dinge gelang es manchmal, die Uebel an der Wurzel zu packen, zerstörende und schmerzsüchtige Triebe abzubiegen, bevor aus Wahnwitz, Mutwillen und Massenhysterie «Schicksal» geschmiedet wurde.

Justus hatte lange, lange Jahre der Erziehung und Einweihung in seine künftige Tätigkeit widmen müssen; denn für diese Verantwortlichen, die sich um das Wohlergehen und Glück ihrer Mitbürger zu sorgen hatten, war eine Ausbildung nicht nur im Hinblick auf ihre Kenntnisse, sondern auch auf ihre charakterlichen und seelischen Fähigkeiten von größter Wichtigkeit.

Die «Große Reise» sollte die Krönung und den Abschluß vor Amtsantritt bilden. Sie gehörte zur Ausbildung, war Anschauungsunterricht in hohem Sinne. Ueberhaupt legten Justus' Zeitgenossen großen Wert auf das «Unmittelbare». Die Menschen — o Wunder! — sprachen miteinander, ohne durch einen obligaten Mittler erst vorgestellt worden zu sein. Dieses «Sprechen miteinander», dessen erste Anfänge man bis ins zwanzigste Jahrhundert zurück bis zu einer Helvetischen Aktion: «Me mueß halt rede mitenand», zurückverfolgen kann, trug zu der neuen Verbindung von Mensch zu Mensch am meisten bei. Wie in der Antike Haine und Quellgebiete Nymphen und Göttern gewidmet waren, so gehörten jetzt ausgesucht schöne Waldstücke oder kleine Inseln dem Volke zur Meditation, zur Versenkung ins Göttliche. Da eine weise Führung vom Zahlenwahn und der Anbetung des Kolossalen wegleitete, bekamen die Menschen wieder Geschmack am Verfeinerten und an der Qualität. So wurden sie gegenüber sich selber auch anspruchsvoller und zogen das Wenig—aber—Gute dem Gemeinen—aber—Vielen vor. Herdengefühle und Gemeinschaftsduselei verflüchtigten sich, und die gute alte Nächstenliebe plus einer neuen Duldung zog in die Herzen ein.

Wie in jedem ganzen Menschen, lebte der gesunde Trieb des Wanderns und Kennenlernens auch in Justus, und er brannte darauf, die Erde, «des Menschen Heimat», mit ihren tausend Aspekten zu erleben.

Zweckmäßiges Gepäck wurde verstaut und die erste Strecke im Stratosphärenflugzeug bewältigt. In der wohltemperierten und luftdicht abgeschlossenen Kabine begnügte sich Justus wegen Mangels an jeglicher Sicht mit der Betrachtung der schönen, bunten Karten im Reiseführer, auf denen die unsichtbare Landschaft tief unten dargestellt war.

Als er auf der Ozeaninsel ankam, war es schon Nacht. Am anderen Tage war die Zeit knapp bemessen und ausgefüllt mit den vorgeschriebenen Besuchen bei seinen Kollegen. Und schon ging die Reise weiter. Die sturmlosen Höhen des Luftmeeres vertauschte jetzt Justus mit den sturmlosen Tiefen der Weltmeere.

Die Tiefsee wurde von den kontinentalen Tunnels abgelöst, durch die Justus in seinem Stahlgeschoß durchgeblasen wurde. Das war trostlos, und er hatte eher das Gefühl, in einem wandernden Gefängnis zu sein als auf einer Reise. Das ganze Reisen wurde zu einem Triumph über die Entfernungen.

Da die Aemter sehr zahlreich waren und die Reise um die ganze Erde ging, dauerte es doch eine ganze Weile, bis Justus aus dem interkontinentalen Tunnel wieder bei sich zu Hause ausgespien wurde. Er hatte viel gelernt, aber er merkte an seiner ungestillten Sehnsucht und unbefriedigten Seele: Gesehen hatte er nichts. —

«Das ist kein Reisen», sagte sich Justus. «Reisen — dies magische Wort erschöpft sich nicht in zweckmäßiger Beförderung und Ortsveränderung. Ein südliches Bürohaus ist nicht der Süden, und ein nördliches Verwaltungsgebäude bedeutet nicht den Norden. Die Beförderungsmittel sind allmählich so sicher, vollkommen und schnell geworden, daß dabei das eigentliche Reisen verlorengeht. Manche







A. Marquet, Ile de France. Bildgröße: 53×66,5 cm.



Melancholien», sagte er sich, «und sonderbaren Erscheinungen in der Psyche kommen wohl davon, daß die große, erlösende Freude des freien Reisens, das Erleben des Fremden und täglich Neuen aus dem Leben der Menschen immer mehr herausgefallen ist». Er wußte wohl, daß nicht nur große Dichter längst vergangener Epochen ihre Reisen als die rauschvollste Zeit ihres Lebens betrachteten, sondern auch, daß einst ganze Völker nur auf der Wanderschaft gelebt hatten . . . Die Geschichte der Menschheit ist leider die Geschichte ihrer Kriege, aber sind Kriege nicht eigentlich ein Versuch, gewaltsam einzureisen und in Massen einzureisen? So viel auch der Macht- und Besitztrieb daran schuld sein mögen, ist nicht auch der Reisetrieb an ihnen beteiligt und die Lust am Abenteuer, am Neuen?
Reise ist Abenteuer in Reinzüchtung. — Ist die Völkerwanderung vielleicht als ein Massenausbruch des dem Menschen eingeborenen Reisetriebes zu verstehen, wobei die wirtschaftlichen Seiten, die man so gerne als Hauptgrund angibt, nur «auch» mitspielten? Könnte ein genialer Politiker der Zukunft, träumte Justus, nicht die Aggressionstriebe des Menschen auf friedliche Reisetriebe umschalten und so wenigstens abschwächen?
Um auf die Fragen, die ihn plagten, Antwort zu finden, entschloß sich Justus, einmal in der berühmtesten Bibliothek der Welt, dem «Archiv Sankt Gotthard», nachzusehen, wo unter einem Riesenmassiv aufbewahrt, alle aus den Weltbränden erretteten Bücher, das ganze geistige Erbe der Menschheit, erhalten waren, und dessen geheime Zugänge sich nur dem Eingeweihten öffneten. Dort wollte er in Werken über das Reisen studieren, um eine neue Reiseform für seine Schutzbefohlenen zu finden, eine Form, die ermöglichte, die beiden Zwecke des Reisens zu erfüllen: das neugierige Auge und die sehnsüchtige Seele zu befriedigen.
Das Folgende sind Auszüge und Sprüche, die sich Justus aus alten Schriften holte. Aus solchen Hinweisen und Gedanken über Reisen bastelte er sich dann die im Schlußwort beschriebene Lösung zusammen. Besonders tief traf ihn die Bemerkung über einen Mops, der eine sympathische Dame auf einer Weltreise in seinem Deckelkörbchen begleitete. Er fuhr darin ab und kam dahin zurück . . . Das erinnerte Justus lebhaft an seine eigene Reise. «Wir müssen aus dem Körbchen heraus!» sagte er sich, «aber wie? Und überhaupt: Wie reist der Mensch und wie soll er nicht reisen?»

«Sie reisen oft, die treuen Kunden des Pullman-Expreß. Nacht muß es sein; ob die Sterne leuchten? Wer merkt es im verhängten Schlafcoupé? Niemals hat der Nachtexpreßreisende die dunkle Silhouette der ersten sich im Winde wiegenden Zypressenlanze begrüßt und sehnsüchtig Ausschau gehalten nach der ersten Palmenkrone. Sein Herz ging nicht auf beim Leuchten des Mittelmeeres bei Sonnenaufgang. Wonach er Ausschau hielt mit verschlafenen Augen, war der Abgesandte von einem jener Ritz-Hotels, dessen Zwillingsausgabe er in der Abenddämmerung verlassen hatte. Vom Ritz ins Ritz gingen solche Reisen, und groß war die Freude, zu konstatieren, daß alles so ist und dieselben Leute in der Hotelhalle gähnen, wie es in allen Vor- und Nachjahren war und sein wird. Und Bar und Bridgezimmer zeigen dasselbe Bild ohne den geringsten Unterschied, in Kairo wie in Paris.»

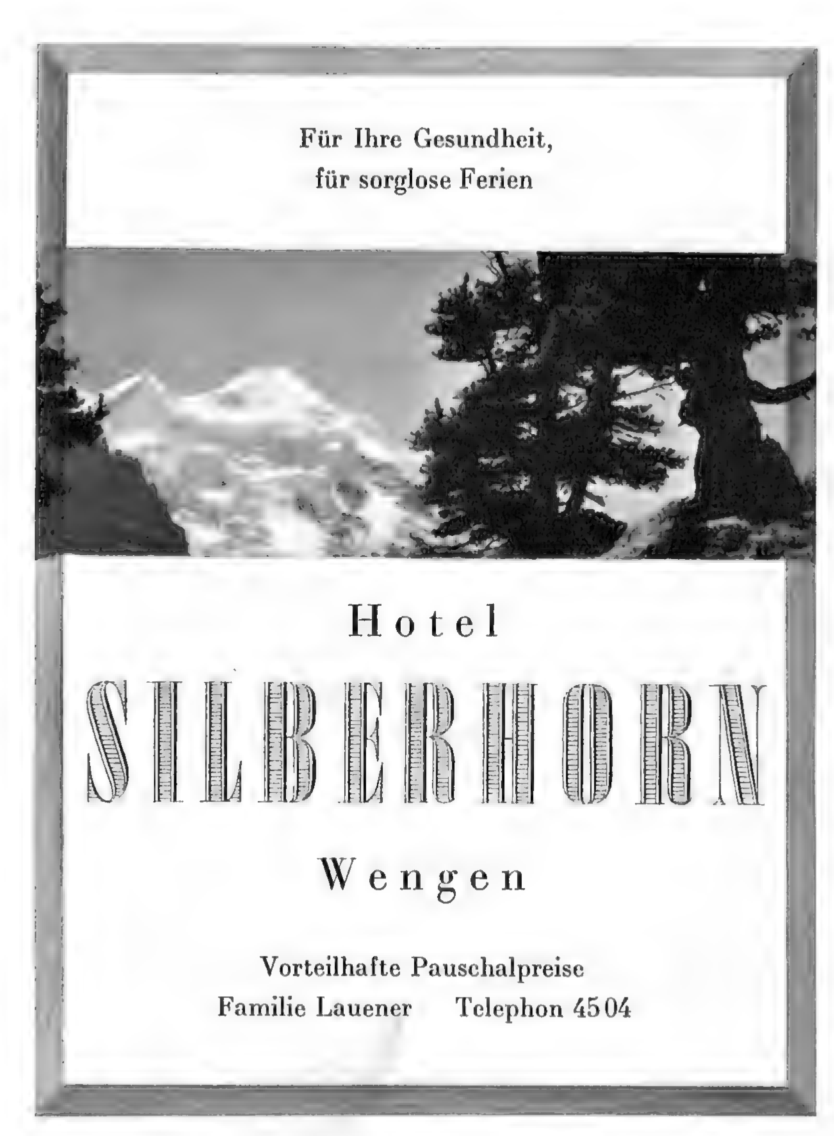
«O selige Zeiten der gastronomischen Reise! Fürst Pückler, der Epikuräer, hat sie mit Liebe und Politik kombiniert. Seine Nachfolger in unseren bürgerlich getönten Zeiten begnügen sich schon mit den Freuden des Gaumens und des Auges, aber ausgestorben sind sie noch nicht . . .
. . . wie das würdige, alte Ehepaar, dem ich oft in Frankreich begegnete . . .
Moulins s. Allier ist eine kleine, putzige Stadt, und wie ein Hasenbraten mit Speckstücken, ist sie mit mittelalterlichen und barocken Häusern gespickt. Die Wälle sind abgeflacht, Doppelalleen von Kastanien und Platanen zieren sie. Für die Wissenden ist aber dieses schmucke Städtchen auch ein gastronomisches Relais. Auf einer Terrasse unter alten Bäumen sitzen stillverträumte Reisende, noch in Erinnerung an die eben genossenen Speisen sich wiegend. Da, am Nebentisch ist schon das würdige alte Ehepaar. Im weißen Haar, aber noch rotbackig und fest im Fleische. Nachdem der Mann mit nahezu sechzig Jahren sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, kauften sie sich einen kleinen Wagen und fuhren los, um vor der endgültigen Abfahrt noch Wimper und Gaumen voll zu entzücken; denn, Gott sei Dank, haben die schönsten alten Städte meist auch die beste Küche. — So reisten sie nun schon das dritte Jahr vom ‚cassoulet' zum ‚civet de lièvre'».

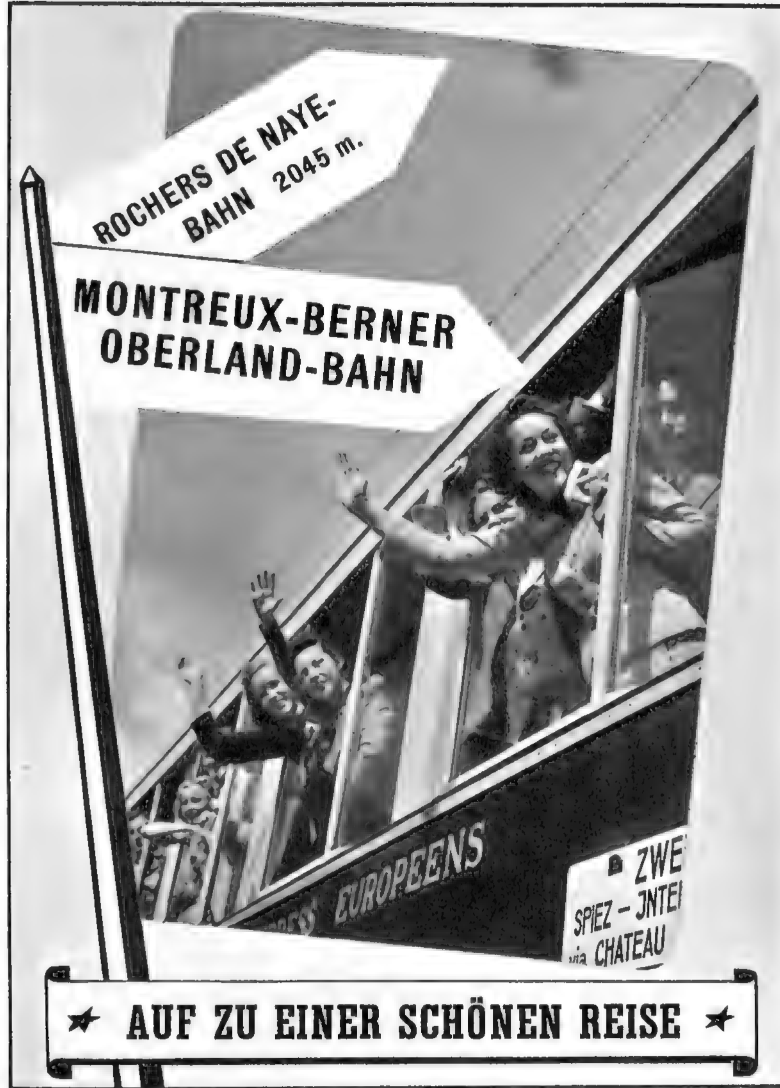
«Für die Gesellen aus den verschiedenen Zünften war das Wandern obligatorisch. Ebenso die Reisen der Doktoren im Mittelalter, die auch erst an verschiedenen Orten studiert haben mußten, bevor sie den Doktorhut bekamen.»

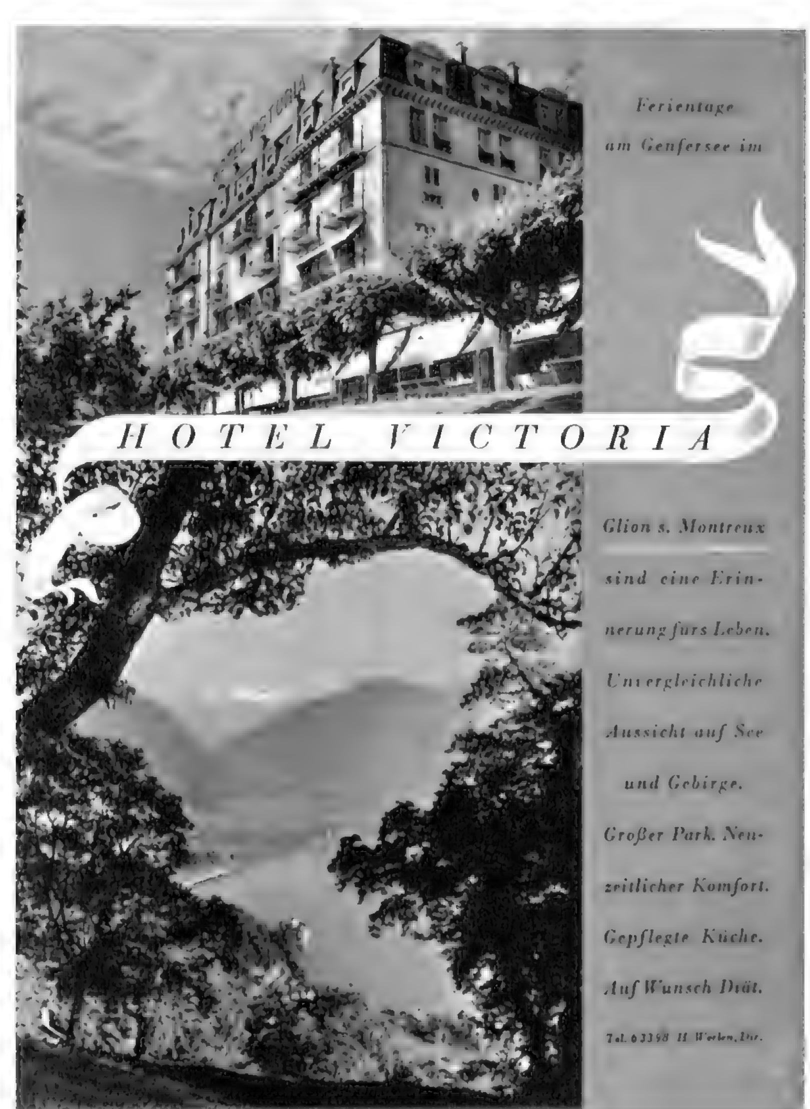
«Könige reisen nicht, sie erscheinen, bei festlichen oder sonst wichtigen Gelegenheiten, eröffnen, inspizieren, schließen, beugen sich milde über

OBERLAND BERNOIS

Berner Oberland


Für Ihre Gesundheit,
für sorglose Ferien
Hotel
SILBERHORN
Wengen
Vorteilhafte Pauschalpreise
Familie Lauener Telephon 4504


ROCHERS DE NAYE-BAHN 2045 m.
MONTREUX-BERNER OBERLAND-BAHN
EUROPEENS
ZWE
SPIEZ – JNTE
via CHATEAU
AUF ZU EINER SCHÖNEN REISE


Ferientage
am Genfersee im
HOTEL VICTORIA
Glion s. Montreux
sind eine Erinnerung fürs Leben.
Unvergleichliche
Aussicht auf See
und Gebirge.
Großer Park. Neuzeitlicher Komfort.
Gepflegte Küche.
Auf Wunsch Diät.

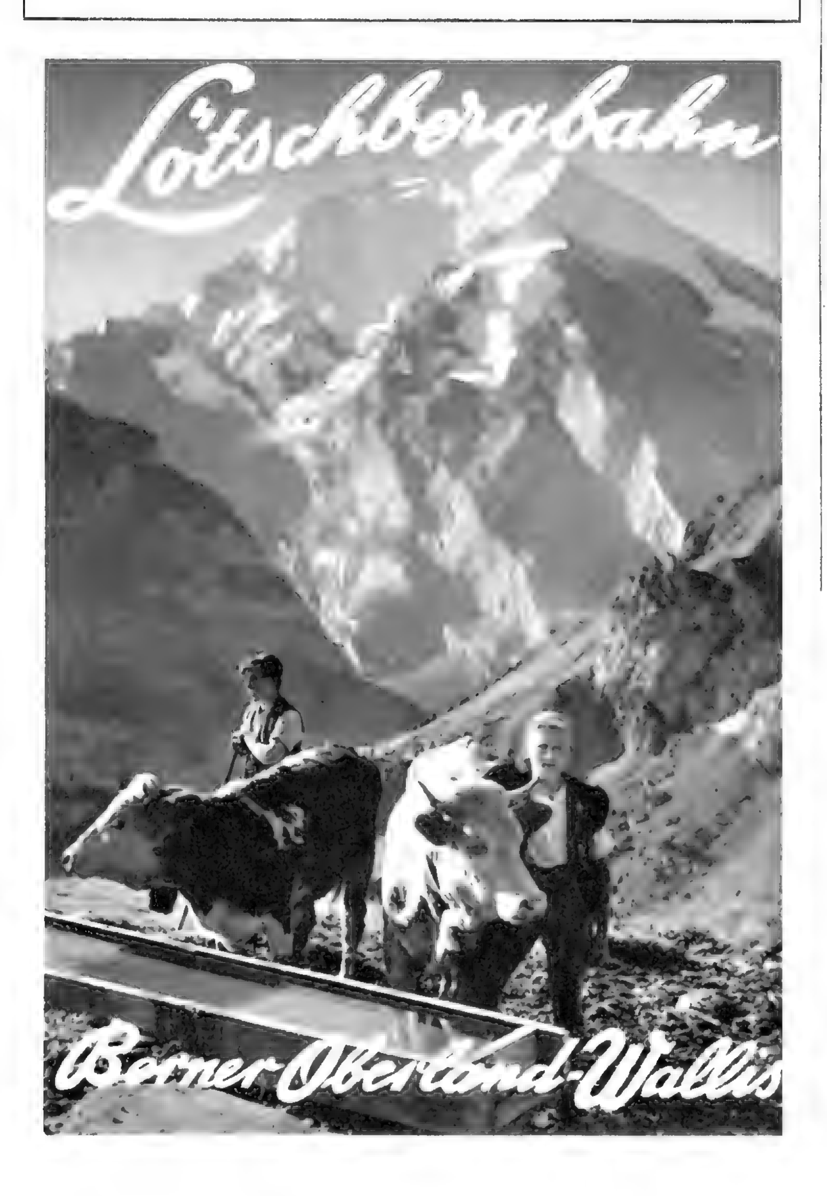


Ich bin glücklich...

Das Aufstehen am Morgen ist mir wieder eine Freude. Ich fühle mich frisch und ausgeruht und gehe mit Lust und Eifer ans Tagewerk.

Daß ich wieder mit neuen Kräften in der Arbeit stehe, kommt nur von der Sennrütikur. Der Kurarzt hat den Grund meiner großen Müdigkeit erkannt und mir einen sorgfältigen Kurplan zusammengestellt. Milde Kuranwendungen und Massagen haben mich gestärkt und meine zappligen Nerven beruhigt. Die Ruhe, die gute Höhenluft und die reizende Umgebung hatten einen wohltuenden Einfluß auf Körper und Gemüt. Jetzt ist die Arbeit wieder ein Vergnügen. — Aufschluß gibt Ihnen Schrift Nr. BJ 19.

Kuranstalt „Sennrüti" Degersheim / Tel. 54141





GSTAAD PALACE

das Hotel für den idealen Sommeraufenthalt

3 Tennis · Spielwiesen · Schönes Schwimmbad im Hotelpark!



AUS DEM SOMMERPROGRAMM:

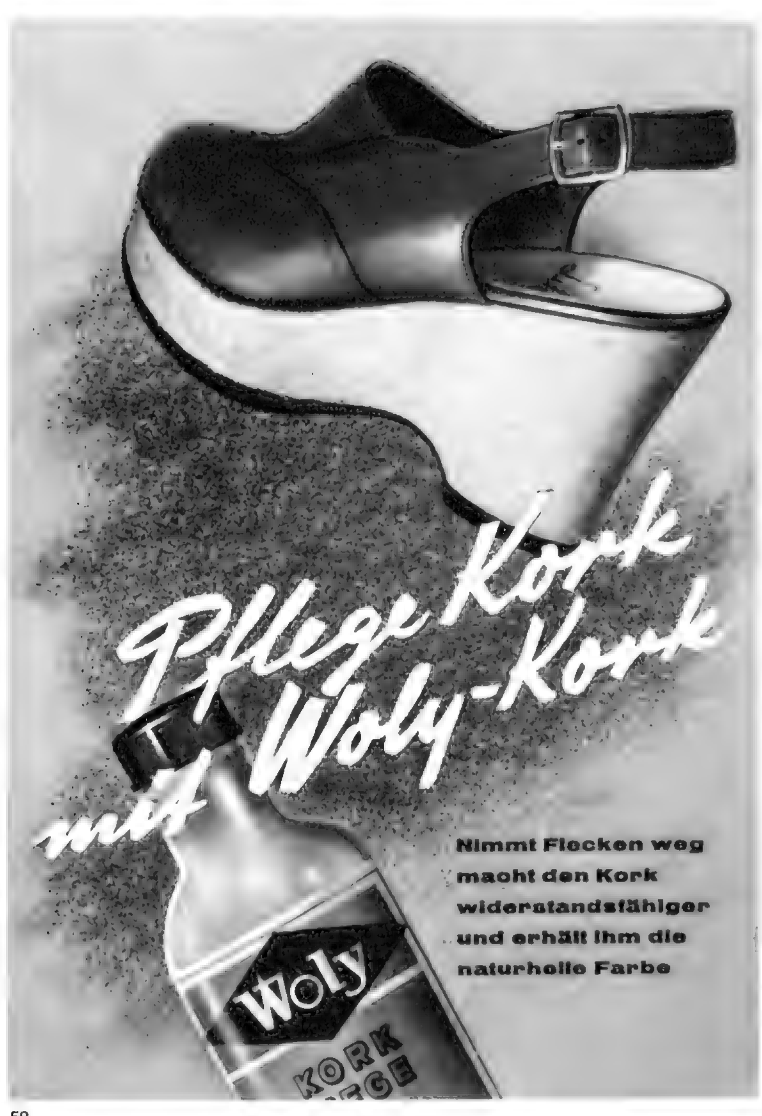
15./16. Juli: Fechttournier
22.—30. Juli: **Mozartkurs. Leitung Dr. E. Fischer**
1.—15. August: **Romantikerkurs. Leitung Dr. H. Scherchen**
Während dem Musiksommer: 11 Konzerte, 6 Generalproben, 10 Kursvorträge
Anfang August: Int. Tennistournier

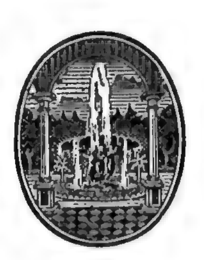
Schreiben oder telephonieren Sie an E. Scherz, Direktor · Telephon 155





OSCAR Stahel
SIHLSTRASSE 3
ECKE - BAHNHOFSTR.
ZÜRICH
TÉLÉPH: 3.41.52





BAD

VULPERA

TARASP

Heilquellen + Sonne + Höhenluft

Unter-Engadin 1270 m über Meer. Herrlicher Sommerkurort beim Nationalpark. Wirksame Trink- und Badekuren bei Erkrankungen der Leber, Galle, des Magens, Darms, Stoffwechsels, Herz und der Nerven. Fango, Massagen, Diät usw. Strandbad, Golf, Tennis, Orchester. Pensionspreise: Waldhaus ab Fr. 17.—, Schweizerhof ab Fr. 16.—, Bellevue ab Fr. 14.50, Villa Maria und Villa Silvana ab Fr. 11.25

Erholung und Ferien

Unglücksstellen. *Sie* sind immer der feste Punkt, und die Landkarte wird sozusagen unter ihnen wie ein Rollteppich weggezogen. Das stimmt sehr und mehr auch für die anderen Häupter ohne Krone.»

«Dem, der nicht mehr aus noch ein weiß, gibt der Brite den Rat: Take a train!»

«Wie lang muß eine Reise sein, um eine Reise genannt zu werden? Die Länge macht es nicht, manchmal liegt in der Kürze die Würze. Eine der bescheidensten Reisen machte ein junges Paar aus Batignolles, das auf dem Oberdeck des Pferdeomnibus in ganz Paris herumfuhr, um sich die Freude einer Hochzeitsreise zu verschaffen, die seinem Portemonnaie angemessen war. Sie fuhren aus der Einsamkeit in die Zweisamkeit, und sicher werden sie noch ihren Enkelkindern von dieser Fahrt zu erzählen haben.»

«Sie nannten ihn einen ,vielgereisten Mann'. So wußten wir von ihm: Er ist ein Kenner des Lebens.»

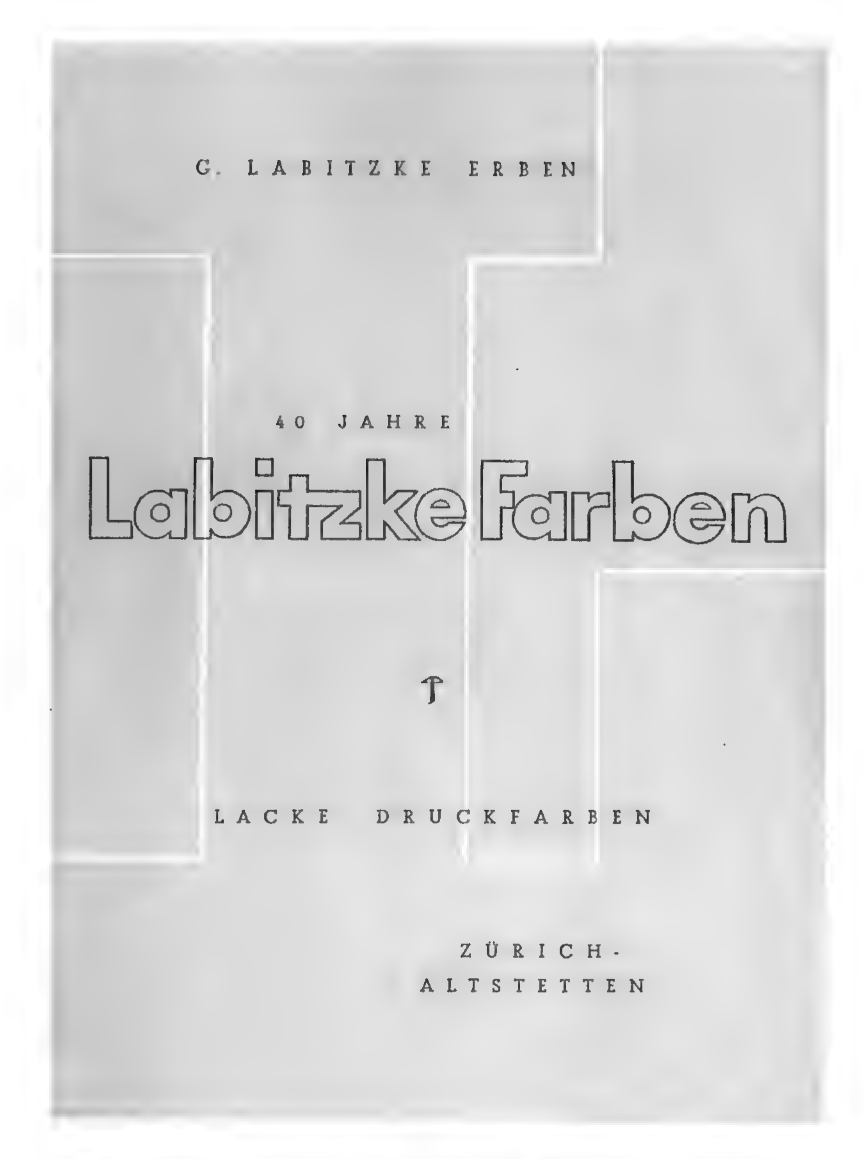
«Canditio sine qua non ist das Reisen für den Commis-voyageur und für seinen Arbeitgeber, den Industriellen und Großunternehmer. Niemand merkt so wenig davon, daß er auf Reisen sei, wie diese armen Gehetzten, die so oft dieselbe Strecke durchrasen müssen. In ihren Coupés wie in rollenden Büros vergraben, lesen sie, essen sie, rechnen sie, schlafen sie. Nie schauen sie zum Fenster hinaus; denn sie haben schon alles gesehen und alles vergessen. Das Abenteuer besteht für sie darin, einmal eine Woche zu Hause zu bleiben und auszuruhen von ihrer mit steter Ortsveränderung verbundenen Tätigkeit, auf der das Phänomen des Welthandels beruht. Der Großindustrielle entwickelt das Wirken seines Angestellten ins Kolossale, indem er noch seltener als jener in seinem eigenen Bett schläft, noch weitere Strecken hinter sich bringt, noch rasenderes Tempo anschlägt und im Fluge Mammutgeschäfte abwickelt.»

«Die Aufnahmefähigkeit des Menschen ist in der Fremde, auf der Reise wesentlich erhöht. Er merkt viel mehr, beobachtet viel mehr als zu Hause, wo er durch die Routine des Alltags abgestumpft ist.»

Justus verließ das Archiv im wohltemperierten Untergrundexpreß, ohne erst die Sterne geschaut zu haben, die über den stillen Schneefeldern des Sankt Gotthard zitterten. Am anderen Mittag ging er an die Arbeit. Er grübelte über seinen Notizen. Wie reiste einmal der Mensch? — Eigentlich ziemlich unbequem, aber mit Leidenschaft. Und mit Phantasie. Manche sogar nur in der Phantasie, und die reisten dann mit dem Komfort, den sie sich dazuzudenken in der Lage waren, wie zum Beispiel die Mitglieder der Gesellschaft für interplanetare Schiffahrt, die am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Amerika existierte.
Und Justus dachte: «Aus all diesem sehe ich, daß auch unser Mensch auf der Oberfläche der Erde reisen soll. Nicht in den Wolken und nicht im Bauch der Erde. Mit den Augen soll er reisen, und langsam soll er reisen. Das ist das Geheimnis der rechtschaffenen Reise.
Eigentlich sollte der Mensch zu Fuß über die Erde wandern.
Aber sein zu kurz bemessenes Leben und seine kurzen Beinchen, seine mangelhafte Konstitution, die den Härten des Wetters nicht gewachsen ist, und vor allem das Mißverhältnis, das zwischen der Länge seiner Mußezeit und der Länge der Erdachse besteht, zwingen ihn, auf diese Lösung zu verzichten. Indessen, unsere Zeit kennt keine Landstraßen mehr und keine langsam fahrenden Autos! Um den Menschen über die Oberfläche der Welt reisen zu lassen, müssen wir für ihn zwei Möglichkeiten schaffen: Den Weg und was ihn auf dem Wege befördert.»
Um auf die rechten Gedanken zu kommen, faßte Justus einen ganz ungewöhnlichen Entschluß und machte einen Fußmarsch über Stock und Stein. Und da kam ihm die Erleuchtung:
«Der Weg selber soll das Beförderungsmittel sein!»
Auf diese Weise ist der Weltrollteppich, auch «Homo migrans» genannt, entstanden. Das Netz wurde nach alten Landkarten entworfen, wo die Wege sich einst an den schönsten Punkten der Erde überall vorbeischlängelten.
Nach langen Berechnungen und Beratungen ging die technische Abteilung mit allen überragenden Hilfsmitteln der Zeit ans Werk. Bald wurde der Weg abgesteckt, die drahtlosen Kräfte hingeleitet und die erste Versuchsfahrt von Justus und den Beauftragten der Körperschaft für Menschenglück, technische Abteilung, unternommen.
Alles ging nach Wunsch. Bestückt in regelmäßigen Abständen mit Kabinen aus Ichor-Glas, das gegen Kälte und Wärme gleich isoliert, rollte der Weltreiseteppich. Man kann überall ein- und aussteigen, und mit so viel Liebe und Verständnis für die Fahrenden ist der Weg angelegt, daß er nicht nur in gemächlichem Tempo an den schönsten Aussichtspunkten der Welt, sondern auch an den berühmtesten Gaststätten vorbeiführt. —



Spitzen Leistungen
Samson Elastic
Weder auf des Bergsteigers Leistung noch auf des Grates Schärfe kommt's hier an: es ist die Nadel-Spitzenleistung, die entscheidet.
Bezugsquellen-Nachweis durch
Ganzoni & Cie., Winterthur, St. Gallen-Bruggen



G. LABITZKE ERBEN
40 JAHRE
Labitzke Farben
LACKE DRUCKFARBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN



Wetter schön, Wetter schlecht, mit Gevaert wird's recht!
Gevaert
ROLLFILM



WICHTIG FÜR DAMEN
Schweizerfabrikat
Produit suisse
Camelia
Immer wieder verdient Ihr Zutrauen
Camelia
die ideale Reform-Damenbinde
Camelia-Fabrikation St. Gallen · Schweizerfabrikat

Nach der Probefahrt erfüllte eine freudige Trunkenheit Justus' Herz, denn es ahnte ihm, welch ein Glückbringer für die Menschheit sein Rollteppich sein würde.
Der «Homo migrans» steht nie still. Ein Bild des Lebens: ständige Bewegung und ewiger Wechsel. Jedoch, da sein Tempo der Aufnahmefähigkeit von Auge *und* Geist angemessen ist, vereinigt er die ewige Bewegtheit der animalischen Natur des Menschen mit der ordnenden Ruhe des göttlichen Anteils in ihm. Und allen, die ein noch so bescheidenes Stück auf dem Weltrollteppich zurückzulegen haben, bleibt es ein unzerstörbares Erlebnis.
Bis eines fernen Tages auch dieser Segen der Menschheit stillestehen wird und seine Spuren verweht sein werden. Der Mops aber wird lang vorher ausgestorben sein, vielleicht ist dann der Mensch auch inzwischen vom Erdball aufgesogen und seine Bestandteile umgeschmolzen worden. Aber: Die Reise geht weiter. *F. F.*

...

ANMERKUNGEN

Aber die Heimat stand mir bei allen Reisen immer wieder als Endziel vor Augen. Und die Heimat gab mir die Verinnerlichung und die rechte Lebensandacht. Nur auf den Wegen, auf denen man in der Jugend gewandert, kann man im Mannesalter aus dem Chaos der Eindrücke das Hauptsächliche vom Nebensächlichen trennen, das Wichtige vom Unwichtigen und die künstlerische Linie eines jeden in der Fremde erlebten Eindrucks finden. Die Heimat mit ihrer ernsten und von den besten jugendlichen Vorsätzen durchwärmten Sonnenluft verbrennt die unnützen Stoffe, deren Wichtigkeit und Unwichtigkeit man in der Fremde nur schwer unterscheiden kann. Man baut auf dem Jugendboden, auf dem man geboren, auf dem man aus dem Unergründlichen, aus dem Unendlichen zur Endlichkeit sich einst selbst geschaffen hat, am fruchtbringendsten und sichersten das weitere Leben auf, nachdem man sich aus der Fremde genügend Weisheit geholt hat...

Max Dauthendey

•

L'homme n'a besoin de voyager pour s'agrandir: il porte avec lui l'immensité. Tel accent de votre sein ne se mesure pas et trouve un écho dans des milliers d'âmes: qui n'a pas en soi cette mélodie, la demandra en vain à l'univers. Asseyez-vous sur le tronc d'un arbre abattu au fond des bois: si dans l'oubli profond de vous-même, dans votre immobilité, dans le silence vous ne trouvez pas l'infini, il est inutile de vous égarer aux rives du Gange.

Chateaubriand

•

Dresden 1827. Das Herz pochte stärker, als der schwerfällige Postwagen vor dem alten Posthause auf der Landstraße hielt. Ich eilte sogleich in die nahe große Schießgasse, sprang die drei Treppen hinauf und klingelte an der Tür mit dem kleinen Schilde: «Karl August Richter, Professor». Auf ging die Tür; der Vater stand vor mir; wie stark hat sich der Moment eingeprägt! Ich sehe das gesunde, gerötete Gesicht noch vor mir. Etwas überrascht schaute er mich mit seinen blauen, von buschigen Augenbrauen überwölbten Augen freundlich an, und mit seinem eigentümlichen, trocken humoristischen, gutmütigen Tone sagte er nur: «Sieh da! der Ludwig, der Römer! Nun, schön willkommen!»

Ludwig Richter

•

Eine Reise von fünfzig bis hundert Meilen, die man jetzt kaum des Erwähnens wert achtet, galt vor sechzig bis siebzig Jahren, bei dem damaligen Zustande der Wege und überhaupt aller Reiseanstalten, schon für ein bedenkliches Unternehmen. Sollte es vollends noch weitergehen, in entfernte fremde Länder, dann überschritt die Trostlosigkeit der Zurückgebliebenen alle Grenzen; ich erinnere mich noch aus meiner frühesten Kinderzeit ganz deutlich, wie Großmutter, Mutter und Tanten in Tränen zerflossen, als mein Onkel eine Reise nach Kaluga antrat, vor welcher er auf Leben und Sterben sein Haus förmlich bestellen mußte, denn alle waren fest überzeugt, daß er aus jener weitentlegten Wildnis nie wieder heimkehren werde.

Johanna Schopenhauer





Jedermann das Picknick liebt
Wenn's MAGGI-Suppe dazu gibt!

71/636

AUSKÜNFTE *Handel und Privat*



Basel . . *Freiestraße 69* | **Genf** . . . . *Rue Céard 13* | **Lugano** *Via Emilio Bossi 11*
Bern *Bubenbergplatz 8* | **Lausanne** *Petit Chêne 32* | **Zürich** . . *Börsenstraße 18*

Bureaux, Korrespondenten und Vertretungen auf der ganzen Welt *Schweizer Firma*





Der Electrolux Kühlschrank erzeugt die für die einwandfreie Konservierung der Speisen notwendige **trockene** Kälte, ohne Motor, völlig lautlos, vollautomatisch und ist heute noch in fünf verschiedenen Größen lieferbar. Verlangen Sie Prospekte und Offerte.

Ständige Ausstellung aller Modelle bei

Electrolux AG., Zürich, Bleicherweg 18

Telephon 52756

Filialen in Basel, Bern, Chur, Delémont, Genève, Lausanne, Lugano, Luzern, St. Gallen

motorlos - völlig lautlos - Kälte durch Wärme

DIE WINTERREISE

Geschichte und Bedeutung eines Liederkreises

Franz Faßbind

«Lieber Schober! Ich bin krank. Ich habe schon elf Tage nichts gegessen und nichts getrunken und wandle matt und schwankend von Sessel zu Bett und zurück. Rinna behandelt mich. Wenn ich auch was genieße, so muß ich es gleich wieder von mir geben.
Sey also so gut, mir in dieser verzweiflungsvollen Lage zu Hülfe zu kommen. Von Cooper habe ich gelesen: Den letzten Mohikaner, den Spion, den Lootsen und die Ansiedler . . .»
So beginnt Franz Schuberts letzter Brief vom 12. November 1828 an seinen Freund. — Kurze Zeit später trägt der Vater des Komponisten folgende Bemerkung in die Familienchronik ein: «Franz † Mittwoch, den 19. November 1828, nachmittags 3 Uhr (am Nervenfieber), begraben Samstag, 22. November 1828.»
Am Grabe des Verstorbenen dachten die zurückgebliebenen Freunde wohl an eine seltsame Stunde zurück: Schubert war damals nach dem Bericht Spauns durch einige Zeit düster gestimmt und schien angegriffen. Auf Spauns Frage, was in ihm vorgehe, sagte er nur: «Ihr werdet es bald hören und begreifen.»
Eines Tages bat Schubert den treuen Spaun, er möge zu Schober kommen, bei dem er damals wohnte: «Ich werde euch einen Zyklus schauerlicher Lieder vorsingen. Ich bin begierig, zu sehen, was ihr dazu sagt. Sie haben mich mehr angegriffen, als dieses je bei andern Liedern der Fall war.» — Schubert sang den Versammelten die ganze «Winterreise» mit bewegter Stimme durch:

Es bellen die Hunde, es rasseln die Ketten.
Die Menschen schnarchen in ihren Betten,
Träumen sich manches, was sie nicht haben,
Tun sich im Guten und Argen erlaben:
Und morgen früh ist alles zerflossen. —
Je nun, sie haben ihr Teil genossen,
Und hoffen, was sie noch übrig ließen,
Doch wieder zu finden auf ihren Kissen.

Bellt mich nur fort, ihr wachen Hunde,
Laßt mich nicht ruhn in der Schlummerstunde!
Ich bin zu Ende mit allen Träumen —
Was will ich unter den Schläfern säumen?

Alle waren durch die düstere Stimmung dieser Lieder ganz verblüfft:

Was vermeid ich denn die Wege,
Wo die andern Wandrer gehn,
Suche mir versteckte Stege
Durch verschneite Felsenhöhn?

Habe ja doch nichts begangen,
Daß ich Menschen sollte scheun —
Welch ein törichtes Verlangen
Treibt mich durch die Wüstenein?

Weiser stehen auf den Straßen,
Weisen auf die Städte zu,
Und ich wandre sondermaßen,
Ohne Ruh, und suche Ruh.

Einen Weiser seh ich stehen
Unverrückt vor meinem Blick;
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch keiner ging zurück.

Schober sagte endlich, es habe ihm nur ein Lied darunter gefallen, nämlich der «Lindenbaum». Der Meister aber spielte und sang weiter:

Drei Sonnen sah ich am Himmel stehn,
Hab lang und fest sie angesehn;
Und sie auch standen da so stier,
Als könnten sie nicht weg von mir.
Ach, meine Sonnen seid ihr nicht!
Schaut andren doch ins Angesicht!
Ja, neulich hatt ich auch wohl drei:
Nun sind hinab die besten zwei.
Ging nur die dritt erst hinterdrein!
Im Dunkel wird mir wohler sein.

Einige Minuten später: die letzten Takte des «Leiermannes» verklangen:
«Mir gefallen diese Lieder mehr als alle anderen, und sie werden euch auch noch gefallen», soll Schubert dem musikalisch Rückständigsten unter den Freunden, Schober, geantwortet haben.
Am 22. November 1828 löste sich das Rätselvolle der «Winterreise». An diesem Tage gefielen die Lieder wohl auch dem traditionellen Schober. Für ihn mag Schuberts Tod der Schlüssel zum Verständnis dieses dunklen Werkes geworden sein.
Uns aber wird die «Winterreise» Schlüssel zum bunten, oft verworrenen, bizarren, fast immer geheimnisvollen Reich der Romantik überhaupt.

Die einleitende Schilderung ist nicht erfunden. Sie folgt dem Sinn und meist auch dem Wortlaut nach genau den Aufzeichnungen Spauns. Wir haben uns lediglich erlaubt, drei der stimmungsmäßig typischsten der Komposition zugrunde liegenden Liedtexte Wilhelm Müllers einzufügen. Dies jenen zum Trost, die sich durchaus mit Recht gegen die sentimentale Verbrämung, Ausschmückung oder gar Entstellung überlieferter Tatsachen auflehnen.
James Taft Hatfield betont in der Einleitung der vollständigen, von ihm bearbeiteten kritischen Ausgabe der Gedichte von Wilhelm Müller die seelische Verwandtschaft des Dichters mit Musikern und Komponisten. Er war mit Zelter, Felix und Fanny Mendelssohn, von Weber und Friedrich Schneider eng befreundet, kannte Berger und Gürrlich; aber Schuberts berühmte Kompositionen seiner Zyklen «Die schöne Müllerin» und «Die Winterreise» gelangten nie zu seiner Kenntnis. Der 1794, drei Jahre vor Schubert in Dessau geborene Sohn eines angesehenen Schuhmachermeisters befand sich meist in Berlin und Dessau. Auch die im November 1820 erschienene Gedichtsammlung «Sieben und siebzig Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten», unter denen sich die «Winterreise» befindet, stammt aus der Dessauer Zeit. Im Entstehungsjahr der Kompositionen Schuberts starb Wilhelm Müller am 1. Oktober 1827. Der bleiche und kränkliche Dichter hatte sich zuviel zugemutet: noch während des Herbstes und Winters von 1826 auf 1827 entfaltete er eine ungewöhnliche, fruchtbare Tätigkeit. Seine zahlreichen Rezensionen fanden den Weg in die entferntesten Zeitschriften. Außerdem arbeitete er anhaltend an einer Enzyklopädie, vollendete den zehnten Band der «Dichter des siebzehnten Jahrhunderts», schrieb die Novelle «Debora» und eine auffallend große Zahl Gedichte. Wöchentlich las er, nach Tiecks Art, in einem kleinen Kreise Shakespeare vor, amtete als Schauspieler und Regisseur auf der kleinen hübschen Dilettantenbühne, die der Herzog im Schloß hatte einrichten lassen, wobei seine Frau ebenfalls mitwirkte. Wilhelm Müllers Einfluß war außerordentlich groß. Heinrich Heine schrieb ihm am 7. Juni 1826 aus Hamburg:
«Es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter außer Goethe so sehr liebe wie Sie . . .»
Mehr als vierzig Komponisten haben sich an Müllers Liedern versucht, Brahms gehört auch dazu. Der Dichter selbst notiert am 8. Oktober 1815 in sein Tagebuch:
«Ich kann weder spielen noch singen, und wenn ich dichte, so sing ich doch und spiele auch. Wenn ich die Weisen von mir geben könnte, so würden meine Lieder besser gefallen als jetzt. Aber getrost, es kann sich ja eine gleichgestimmte Seele finden, die die Weise aus den Worten heraushorcht und sie mir zurückgibt.»
Die «gleichgestimmte Seele» fand sich in Wien. Sie horchte die Weisen Müllers «aus den Worten heraus», konnte sie dem Dichter jedoch nicht mehr zurückgeben. Sie gab sie jedoch der Welt, die sich von ihnen ergreifen läßt, solange die Menschen singen und spielen werden. Und auch diese «gleichgestimmte Seele» mußte erfahren, daß ihre Weisen nicht sofort gefielen: Franz Schubert.
Welch eigenartiger Zufall!

«Von Cooper habe ich gelesen: den letzten Mohikaner . . .», schrieb Schubert kurz vor seinem Tode an Schober. In welch entfernte Bezirke den kranken Meister sein Reisefieber entführte! Und wie fern von Wien die «Ansiedler» wohnten! Gewiß, man darf nicht in den Fehler verfallen, der nur allzu oft begangen wird, und die Bedeutung dieser letzten Lektüre überschätzen. Aber wird nicht die ganze Romantik durch dieses Fernweh gekennzeichnet? Ist nicht jeder Romantiker ein großer Reisender? Schlegel dichtete im Jahre 1806 in Frankreich:

Einsam schweif ich in die Felder,
Such ein Echo der Natur,
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Spur.

Clemens Brentanos lustige Musikanten ziehen «nächtlich durch die Straßen», und ein anderes Gedicht desselben Autors endet mit den bedeutsamen Worten:

Sprich aus der Ferne,
Heimliche Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt.

Vom gleichen Dichter stammt auch die «Chronika eines fahrenden Schülers». In des «Knaben Wunderhorn» begegnen wir den vertrauten Versen:

Morgen muß ich weg von hier
Und muß Abschied nehmen;
O du allerhöchste Zier,
Scheiden, das bringt Grämen . . .

«Auf dem Strome will ich fahren / Von dem Glanze selig blind!» singt Eichendorff in seinem Gedicht «Frische Fahrt» aus dem Roman «Ahnung und Gegenwart», und Novalis findet in seinem «Heinrich von Ofterdingen» das geheimnisvolle Ziel dieser romantischen Reisesehnsucht:
«Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen, ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete.»
Auch Schubert sehnte sich danach, die blaue Blume zu erblicken. Er suchte sie in seiner «Winterreise», die dadurch zum Symbol der Romantik überhaupt wird, er suchte sie beim «letzten Mohikaner», bei den «Ansiedlern», aber statt — wie der Jüngling in Hardenbergs Roman — zu erwachen, als er sie im Traume gefunden hatte, ging er aus dem Leben hinüber in ein Reich, das ewige Morgensonne vergoldet. Das Geheimnis der blauen Blume hat auch er nicht ganz zu ergründen vermocht, und so reisen wir denn weiter, im Grunde alle Romantiker:

«Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh ich wieder aus . . .»

Wilhelm Müller

. . .



Ein Versuch, St. Moritz-Bad zu verwandeln. Ein Beispiel von vielen! Dieses Zukunftsbild mag im Vergleiche mit der zugrunde liegenden photographischen Aufnahme dem Beschauer als Beispiel dafür dienen, wie eine geplante bauliche Kurortserneuerung gemeint ist. Es geht darum, frühere Bausünden wieder gutzumachen, den bestehenden Werten dabei Sorge zu tragen und einem organischen späteren Ausbau den Weg zu öffnen. Die Vergleichsphotographie von St. Moritz-Bad läßt erkennen, daß geplant ist, das Hotel (5) und das Hotel (4) abzubrechen. Der Kern der ganzen Hotelsiedlung ist freigelegt, es drängen sich zwischen die Hotels (1), (2) und (3) nicht mehr allerlei Zufälligkeiten, das Ganze wird großzügiger, übersichtlicher, vor allem ist die wichtige Durchgangsstraße nach Maloja (6) nach rechts an den Inn verlegt worden, so daß sie nicht die Hotelsiedlung durchschneidet und die Kurortruhe stört. Ein Klubhaus (7) soll auf den Fundamenten des abgerissenen Hotels (5) erstehen. Hinter dem abgebrochenen Hotel (4) erscheint das auf der Photo unsichtbare Hotel (3).

Projektskizzen von Architekt Karl Egender